
FRÖSI
12/81
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
Index: 31 743

RUND Um die Uhr

An diesem Spiel können sich beliebig viele Mitspieler beteiligen. Jeder erhält einen andersfarbigen Spielstein, und wenn noch ein Würfel zur Hand ist, kann's schon losgehen. Würfelt abwechselnd und setzt entsprechend der geworfenen Augenzahl. Kommt ein Spielstein auf einem Feld an einer Uhr zu stehen, dann geht's „rund um die Uhr", so lange, bis ihr wieder mit einem direkten Wurf das gekennzeichnete Feld erreicht. Jetzt könnt ihr euren Weg fortsetzen. Aufgepaßt bei den schwarzen Spielfeldern: Der Pfeil zeigt die Richtung an. Sieger ist, wer als erster wieder „im Bett" liegt.

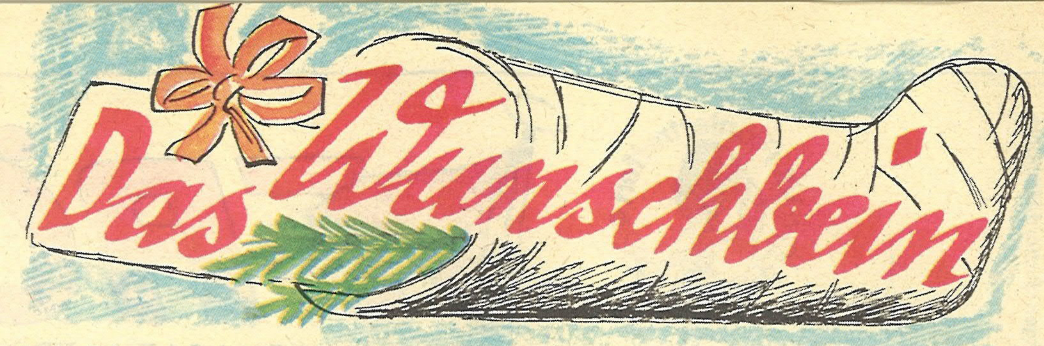
Kundi bittet ums Wort!

Auf diesen Seiten könnt ihr einen ganzen Tag in wenigen Minuten spielend verbringen. Hier einige Tips dazu:

1. Rechtzeitig aufstehen, Frühsport am offenen Fenster, waschen, den Mund ausspülen.
2. In Ruhe frühstücken, danach die Zähne putzen und beizeiten den Schulweg beginnen.
3. Zwischen Schulschluß und Hausaufgaben nach Möglichkeit ein bis zwei Stunden im Freien bewegen (Sport treiben oder spielen).
4. Bewegen im Freien könnt ihr euch bei fast jedem Wetter. Nicht auf das Wetter kommt es an, sondern auf die entsprechende Kleidung!
5. Während der Arbeit an den Schulaufgaben haben Radio und Fernsehgerät Sendepause.

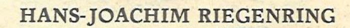



Zeichnungen: Richard Hambach
VII. Pioniertreffen
DRESDEN 1982
FRÖSI
12/81
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
MACHT MIT BEIM GROSSEN KREUZFAHRT-PREISAUSSCHREIBEN AUF DEN SEITEN 17-24 !



Ich habe einen Wunschzettel geschrieben.
Ja, ja, ich weiß schon, was ihr jetzt sagt. Ihr meint, so ein Wunschzettel, das ist doch nichts Besonderes in der Vorweihnachtszeit und wenn einer an den Weihnachtsmann glaubt, soll er eben einen Wunschzettel schreiben.
Mein Wunschzettel ist etwas Besonderes.
Wetten, daß ihr so einen Wunschzettel noch nicht gesehen habt? Ich gebe euch mal eine Hilfe zum Raten:
Er ist sehr lang.
Die meisten, die ihn sehen, lachen erst einmal. Ich selbst finde ihn eigentlich gar nicht komisch.
Na?
Entschuldigt, daß ich es so spannend mache. Ich habe viel Zeit. Den Wunschzettel habe ich auch nur aus Langeweile geschrieben.
Ich überlegte, was man sich so alles wünschen könnte.
Also zuerst einmal ein Tachometer für mein Fahrrad. Ich schrieb, schön in Druckbuchstaben: TACHOMETER. Darunter: NEUE SCHLITTSCHUHE. Dazu kamen ein Elektronik-Bastelbuch, ein Chemie-Versuchskasten, der neue Schlagerkalender, ein Eishockeyschläger und, und, und, und –
Na ja, und nun ist das Bein fast vollgeschrieben. Ja, ihr habt richtig gelesen. Die Wünsche stehen auf meinem Bein. Genauer gesagt, auf dem Gipsverband.
Ich habe mir das Bein gebrochen. Wie findet ihr das? Drei Wochen vor Weihnachten!
Ich wollte den Adventsleuchter aus unserem Oster- und Weihnachtsfach über dem Durchgang zur Diele holen. Natürlich hätte ich die Trittleiter nehmen sollen, statt auf die Stuhllehne zu klettern.
Ich glaube, es hat ganz schön gekracht.
„Prost Neujahr!" rief Vati, obwohl noch nicht einmal Weihnachten war.
Mein lieber großer Bruder verkündete im Fahrstuhlführerton: „Abwärts! Erdgeschoß – Weihnachtszubehör in Einzelteilen, gebrochene Beine, leicht beschädigte Stühle!"
„Mein armer Junge!" Das war Mutti.
Auf meinem Weihnachtswunschgipsbein habe ich bis jetzt ungefähr dreißig der wichtigsten und dringendsten Wünsche notiert. Dazu gehören eine Digitaluhr, ein Modellhubschrauber mit Funkfernsteuerung und ein Taschenrechner mit Vorsageautomatik für Mathearbeiten.
Mein lieber großer Bruder fragte mich gestern, warum ich so bescheiden bin. Ich könnte doch noch viel mehr Wünsche aufschreiben. Ich brauchte mir nur das andere Bein auch noch zu brechen. Im Bett links von mir liegt Paulchen. Der hat nachts Hunger gekriegt, ist im Dunkeln in die Küche gegangen, ausgerutscht und mit dem Kinn auf den Küchentisch geknallt.
Er hat mich gefragt, ob er auf mein Gipsbein einen Weihnachtsgruß an seine Lehrerin schreiben darf. Die verehrt er nämlich mächtig.
Heute früh hat sich der Chefarzt mein Bein angesehen und sehr gelacht. Er meinte, die Wünsche vieler Kinder hätten weder Hand noch Fuß. Meine hätten wenigstens Fuß.
Wenn ich hier so liege und nachdenke, wird mir immer klarer, daß ich eigentlich als Trost besonders schöne Geschenke verdient habe. Ich schreibe gleich noch vier elektromagnetische Weichen für meine Modellbahn und ein Luftgewehr auf.
Paulchen sagt, Weihnachten im Krankenhaus wäre sehr schön. Seine Mutter hat seinen Bruder genau zu Weihnachten gekriegt, voriges Jahr, und da durfte er vom Gang mal in das Zimmer gucken. Es war alles mit Tannen und bunten Kugeln geschmückt, und Pfefferkuchen gab's auch.
Ich sagte ihm, ich will zu Weihnachten keinen Bruder kriegen, mein großer reicht mir völlig, und Kugeln und Pfefferkuchen haben wir zu Hause auch.
Nächste Woche macht meine Klasse ihre Pioniergeburtstagsfeier. Und ich liege hier herum.
Ob ich mir vielleicht noch ein Bildschirmspiel wünsche und einen Werkzeugschrank?
Hier rechts an der Wade könnte ich noch etwas hinschreiben. Es ist schwer heranzukommen, weil mein Bein ja ganz steif ist ... Der Arzt sagt, ich werde wohl das Fest noch im Krankenhaus verbringen dürfen. Dürfen sagt er ... Und ich habe mich so auf Weihnachten gefreut. Ich mag Weihnachten. Da sind die Menschen immer unheimlich nett zueinander. Sogar in der S-Bahn wünschen sich Menschen, die sich überhaupt nicht kennen, ein frohes Fest und alles Gute. Man sollte viel öfter Weihnachten machen.
Aber das Schönste sind natürlich die Geschenke. Meint ihr nicht auch?
Ehrlich, ich würde auf den Taschenrechner verzichten, wenn ich nach Hause könnte.
Ich kratze den Taschenrechner mal weg. Das Luftgewehr auch gleich mit.
Paulchen sagt, für einen geheilten Unterkiefer würde er auf sämtliche Schlittschuhe und Schwimmflossen verzichten.
Er kratzt mir die Schlittschuhe vom Gips. Ich komme da so schlecht ran, die stehen ganz unten am Knöchel.
Doktor Berger, der Stationsarzt, kommt herein und sieht zu, wie Paulchen an meinem Gipsbein kratzt.
„Ich stelle dich jetzt vor eine schwere Wahl", sagt er zu mir. „Entweder wir lassen den Gips noch bis Weihnachten dran, dann wissen alle, was du dir wünschst. Oder wir machen ihn ab – dein Bein ist nämlich überraschend gut geheilt – aber dann sind deine Wünsche – hm, na, wo der Gips hinkommt – im Eimer!"
Na, nun ratet mal, wofür ich mich entschieden habe!?

HANS-JOACHIM RIEGENRING





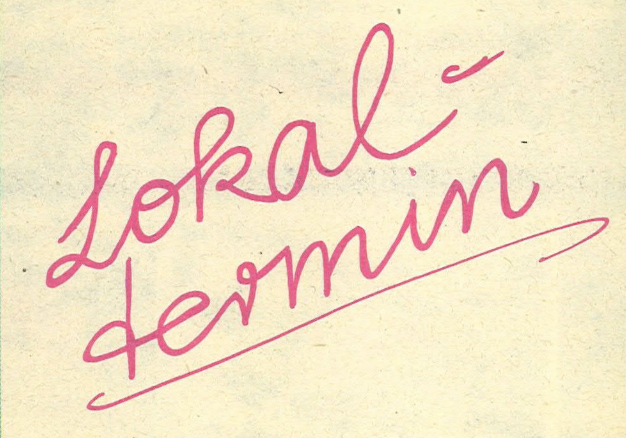
Zeichnungen: Gösta Lerch

KUCKUCK NOCH MAL .....

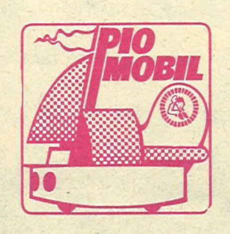
Foto: Horst Glocke

mit der „Frösi"-Weihnachtskalender-Kuckucksuhr! Nicht genug damit, daß auf doch recht ungewöhnliche Art und Weise einige Mandeln auf den Fenstern verlorengingen – jetzt steckt auch noch ein Preisausschreiben drin!
Auf den Rückseiten der Türchen sind Weihnachtsgeschenke zu sehen, und das eine oder andere wird vielleicht auch bei euch unter dem Weihnachtsbaum liegen.
Schreibt die Anfangsbuchstaben der Geschenke nacheinander auf, und ihr erhaltet unsere guten Wünsche an euch und uns für das kommende Jahr.
Unsere Adresse: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: 1982.
Einsendeschluß ist der 15. Januar 1982
Zuschriften, die uns vor dem 24. Dezember 1981 erreichen, werden nicht gewertet!

Sicherlich machen auch bei diesem Preisausschreiben wieder sehr viele von euch mit. Glaubt uns, wir freuen uns über jede Zuschrift, über jede Einsendung. Und jede Karte, die uns erreicht, wird von uns angesehen. So ist das bei allen Preisausschreiben. Aber leider kann nicht jeder einen Preis gewinnen. Wir danken euch herzlich für die guten Wünsche, die vielen Grüße, die Hinweise und die fröhlichen Zeichnungen. Aber ihr versteht sicher, daß bei Preisausschreiben nicht jeder eine Antwort erhalten kann. Die Preisträger werden natürlich von uns benachrichtigt.
Manchmal allerdings gibt es Probleme. Einige haben vergessen, den Absender auf die Karte zu schreiben oder er ist beim besten Willen nicht zu entziffern. Manchmal verwischt die Schrift auf dem Postweg oder die Karte ist falsch adressiert und erreicht uns erst nach langer Zeit auf vielen Umwegen. Auch dadurch kann es passieren, daß ihr keine Antwort oder keinen Preis erhaltet.
Im Laufe eines Jahres gehen in unserer Redaktion Hunderttausende Postkarten und Briefe ein. Sie werden sortiert, ausgewertet und beantwortet. Wer also von FRÖSI einen Brief haben will, schreibt seine Fragen, Kritiken und Probleme nicht auf die Postkarten zu Preisausschreiben. Allen, die uns so helfen, FRÖSI interessant zu gestalten, möchten wir hier und heute ein herzliches Dankeschön sagen. Macht weiter so! Wir sind stolz auf unsere „Frösi"-Leser, auf jeden einzelnen von euch, auf jede Pioniergruppe. Wir schütteln jedem von euch kräftig die Hand und wünschen auch für das kommende Jahr ... – aber halt, das sollt ihr ja selbst herausbekommen!
Eure Redaktion „Frösi"



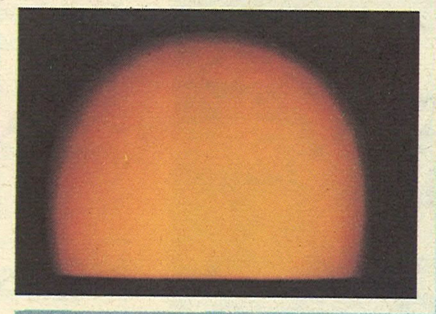
Hier spricht „Frösi"! Wo ist dein Brief? Wann schreibst du? Wir warten auf deinen Hinweis, auf deinen Rat, auf deine Frage, auf deine Tat. Melde dich bei uns! Was hat sich deine Pioniergruppe für das 2. Schulhalbjahr vorgenommen? Das Pio-Mobil ist unterwegs auf der Suche nach deiner Idee, nach eurem Tip, nach euren Vorschlägen! Schreib uns! Wir warten auf deine Post.



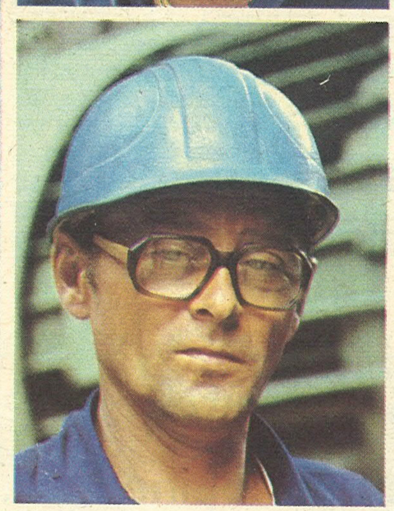
Redaktion „Frösi"
1056 Berlin
Postschließfach 37
Kennwort: Lokaltermin

Licht für die Republik









Text: Charlotte Groh
Fotos: Wolfram Schmidt

Märchen und Sagen erzählen davon, daß Menschen in früheren Zeiten sich auf den Weg machten, um der Sonne näher zu sein. Der Gärtnerjunge Jaromil, so erzählt es ein tschechisches Märchen, kam auf seiner Wanderung ins Reich der Zwerge, zehn Jahre arbeitete er dort. Als Dank für seine Arbeit und zum Abschied schenkten ihm die Zwerge eine Flasche aus Kristall, in der ein Sonnenfunke tanzte. Hätte Jaromil die Flasche geöffnet, wäre der Funke für immer verloschen. Sonne aber ist Licht und Wärme, Sonne ist Leben.

Uns geht es besser als dem Gärtnerjungen Jaromil. Wir haben viele solcher „Fläschchen" – nicht aus Kristall, nur aus einfachem Glas – in denen Lichtfunken tanzen. Sie gehorchen unserem Willen, ein Knopfdruck, und sie flammen auf, ein weiterer, und sie verlöschen, wann immer wir wollen. Wir wissen, daß in diese „Fläschchen" – die Glühlampen – über elektrische Leitungen immer wieder neue und neue Lichtfunken gelangen, weil Menschen durch tagtägliche Arbeit in vielen Kraftwerken aus Kohle und Wasser mit Hilfe riesiger Maschinen Strom erzeugen. Sie scheuen dabei nicht Mühen und Anstrengungen, damit unsere Städte hell und unsere Wohnungen warm sind und wir Licht haben im Zimmer, auch wenn die Sonne längst untergegangen ist. Ohne Strom, ohne Energie wäre unser heutiges Leben kaum noch denkbar.

Wir wollten einige jener Männer kennenlernen, die an Schaltwarten über Kessel, Turbinen und Generatoren wachen und damit das „Licht für die Republik" sichern. Wir fuhren deshalb nach Trattendorf und gingen ins Jugendkraftwerk „Artur Becker". Es ist heute längst nicht mehr unser größtes Kraftwerk, aber es gehört zu den großen in der Energieversorgung. Es hat zum Beispiel Kohlespeicher, deren Vorräte bis zu achtzehn Stunden reichen. Und es macht noch heute als „Bau der Jugend" von sich reden.

1954 waren über 3 000 Jugendliche dem Ruf von Partei, Regierung und Jugendverband gefolgt und in das Dorf in der Heide gekommen, um an die Stelle eines alten, stillgelegten Kraftwerkes ein neues, leistungsstarkes zu bauen. „Licht für die Republik!" hatten die jungen Leute auf ihre blauen FDJ-Fahnen geschrieben, und so ist es bis heute geblieben.

Aus Maurern, Malern, Rohrlegern, Schlossern, Elektrikern, Maschinisten wurden die späteren Kraftwerker, und viele von ihnen gingen dann als erfahrene Fachleute an die neuen größeren Kraftwerke wie Jänschwalde, Boxberg, Hagenwerder, Thierbach, Lübbenau-Vetschau oder anderswohin, und andere sind in ihrem Kraftwerk geblieben.

Einige der „Ehemaligen" aus den Jugendbrigaden jener Anfangsjahre haben wir getroffen, so Herbert Ender, heute einer der leitenden Ingenieure des Kraftwerkes Trattendorf, oder Hans Burkhardt, heute Facharbeiter für Außenanlagen, Schichtführer im Wasserwerk und Parteisekretär in seiner Abteilung, oder Karlheinz Partuschke, heute Oberkesselwärter, ausgerüstet mit Helm und Handschuhen, Lampe, Schaltplänen und Notizblock. Die Männer sind noch keine fünfzig Jahre alt, man sieht ihnen ihre Titel nicht an, aber schon eher ihre Erfahrungen. Sie machen den Eindruck von Leuten, die sehr genau wissen, wovon sie sprechen.

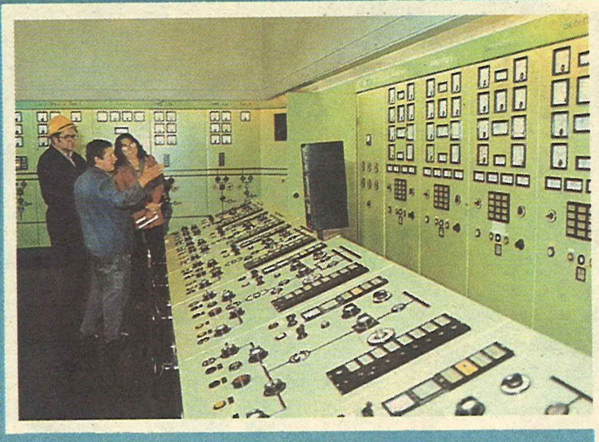
„Ich werde nie vergessen", erzählt Herbert Ender, „wie wir hier in dieser Halle, neun Monate nach Baubeginn, die erste Turbine in Betrieb genommen haben, angetrieben durch Wasserdampf aus dem Kessel. Sie drehte sich, allen miesen Prophezeiungen der imperialistischen Propaganda zum Trotz, und der Generator lieferte den ersten Strom ins Netz. Und so geschieht das heute noch, nur mit größerer Leistung. Durch Transformatoren und Überlandleitungen transportieren wir unsere Ware Elektroenergie über Land – in die Städte und Dörfer, in Betriebe und Wohnungen, bis hin zur Nachttischlampe, wo schon der Knopfdruck genügt. Beinahe generalstabsmäßig erhalten wir die Befehle und produzieren nach Bedarf."

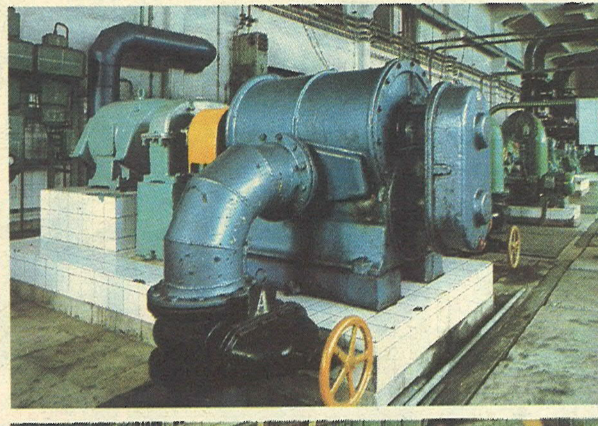
Während uns der Fachmann Ender Turbinen und Generatoren erklärt, sagt er noch: „Welcher Arbeiter wünscht sich nicht, daß sorgsam mit seinem Arbeitsprodukt umgegangen wird, es stecken da doch seine Kraft und auch seine Liebe drin. Nicht nur als Energetiker sage ich, Energie zu sparen, geht heute jeden an. Die Förderung von Rohbraunkohle ist aufwendiger geworden, es muß ein Vielfaches mehr an Abraum bewegt werden, die Preise für Heizöl sind auf dem Weltmarkt um das Zehnfache gestiegen, Wasser ist kostbar, und unsere Kessel sind sehr durstig. Mich ärgert, wenn einer gedankenlos Energie vergeudet. Er wirft unser aller Geld und unsere Arbeit einfach auf die Straße."

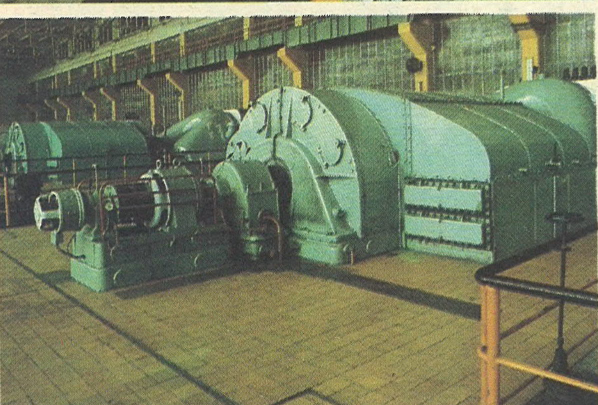
Im Wasserwerk zeigt uns Hans Burkhardt die großen Filter, insgesamt sechzehn, die aus dem Wasser Eisen und Mangan und Schadstoffe herausfiltern. Ist ein Filter zehn Stunden in Betrieb, muß er gereinigt werden. Auch die Wasserwerker im Kraftwerk arbeiten in vier Schichten – rund um die Uhr. Etwa 150 Tonnen Wasser verdampfen jede Stunde in einem Kessel. Gegenwärtig arbeiten im Werk III in Trattendorf sechs Kessel, der siebente wird nach einer Generalreparatur diesen Silvester angeblasen. „Die weißen Wolken über den Kühltürmen sind unser größter Verlust", sagt Hans Burkhardt. „Zuviel Kondensationswärme entweicht ungenutzt in die Atmosphäre. Im Winter tragen die Kühltürme einen Eismantel, im Sommer regnet es zu ihren Füßen. Man müßte das warme Wasser über Gewächshäuser oder in Seen leiten. Wir liefern Fernwärme für Spremberg-Süd und für ein Gewächshaus. Rationalisieren heißt vor allem, Wissenschaft und Technik sinnvoll einsetzen. Technisch ist heute beinahe alles möglich, nur müssen wir auch nach dem Verhältnis von Aufwand und Nutzen fragen."

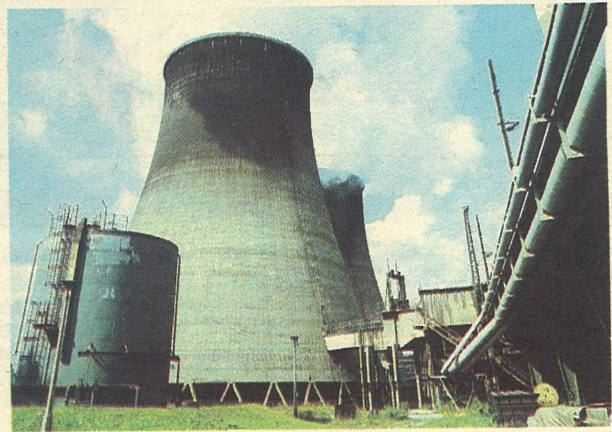
Die klügsten Gedanken brauchen eben nicht nur einen Kopf, sondern auch Füße und einen festen Boden und Hände, die ihnen durch Arbeit Gestalt geben.

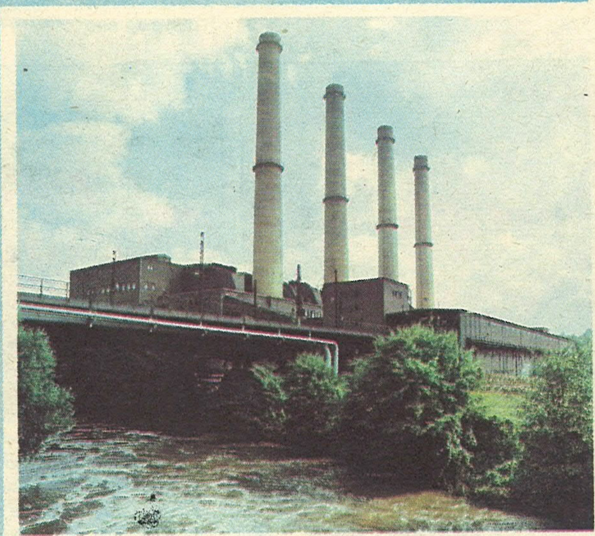
Karlheinz Partuschke hat auf seinem Leitstand am Kessel schon manchmal geliebäugelt mit so einer großen Anlage, 500-MW-Blöcke, also 500 Millionen Watt Leistung, wie sie etwa in Hagenwerder oder Boxberg stehen, aus der Sowjetunion geliefert. „Wenn man noch jünger wäre, das wäre schon was, so einen Brummer unter die Finger zu kriegen. Aber wenn man alles miterlebt hat hier, wie das Kraftwerk so aufgebaut wurde, dann kann man nicht weg von hier, man kann es nicht, man hängt doch dran", sagt Karlheinz Partuschke und geht auf seinen Kontrollgang, vom Kessel bis zur Sohle, von der Entaschung bis zur Wasseraufbereitung.











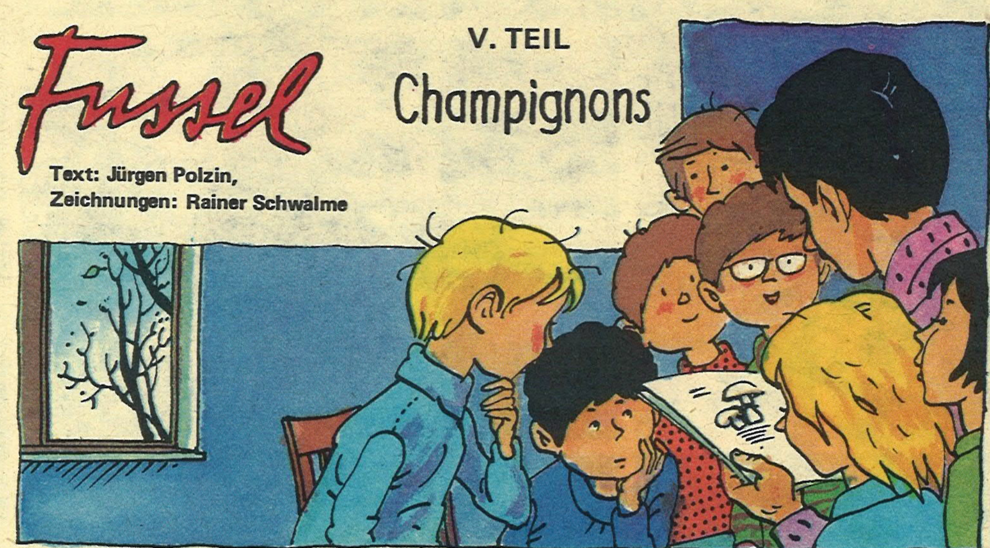


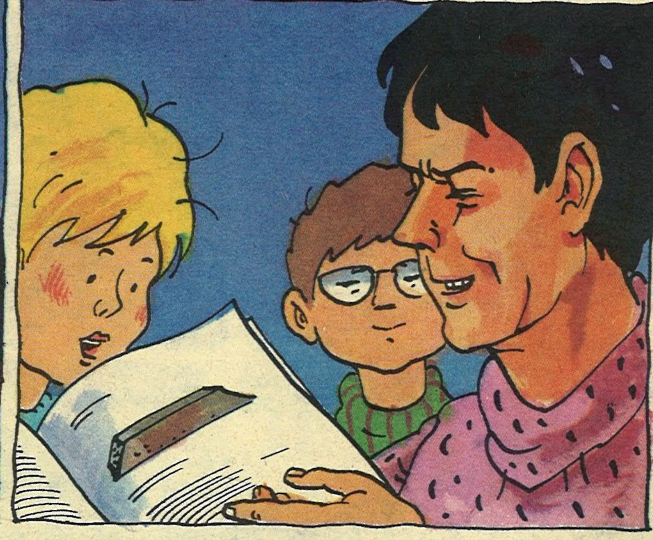
Fussel

V. TEIL

Champignons

Text: Jürgen Polzin,
Zeichnungen: Rainer Schwalme

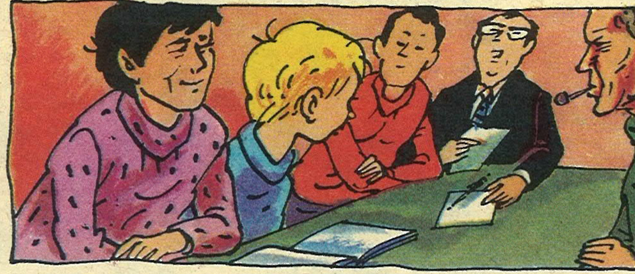




1. Der Winter steht vor der Tür. Horst hat wieder mehr Zeit für seine Freunde. Fussel entdeckt auf dem Schreibtisch ein dünnes Büchlein. „Leitfaden für den Champignonanbau", liest er laut. „Was heißt Anbau", staunt Budde, „die Pilze wachsen doch im Sommer wild hinter der Kuhkoppel." „Man kann sie aber auch wie Gemüse anbauen", erklärt Horst. „Dann erntet man zu jeder Jahreszeit Pilze."

2. „Und warum macht ihr es nicht?" will Budde wissen. „So einfach ist es auch wieder nicht. Die Pilze brauchen Wärme und Feuchtigkeit. Im Frühjahr, wenn in den Gewächshäusern Platz wird, will ich einen Versuch machen." „Hier steht, daß sie auch im Dunkeln wachsen", zeigt Fussel. „Da könnte man doch den Brauereikeller nehmen." „Das ist eine gute Idee", freut sich Hans. „Gucken wir's uns gleich mal an! Denn für die Bevölkerung sind Champignons immer ein willkommener Leckerbissen."





3. „Gute Bedingungen", stellt Horst fest. „Warm und feucht." „Und wann fangen wir an?" fragt Fussel. „Wie, sagst du", lächelt Horst, „heißt das, ihr wollt den Versuch übernehmen?" Seine Frage wird vielstimmig bejaht. „Da ist aber eine Menge zu tun", gibt Horst zu bedenken. „Werdet ihr auch bei der Stange bleiben?" „Großes Ehrenwort!" verspricht Fussel für alle.

4. Uff! Fussel kommt ganz schön ins Schwitzen. Die Vorstandsmitglieder haben viele Fragen. Doch er hat sich ja gut vorbereitet. Ab und zu springt ihm Horst bei. Noch ist nichts entschieden. „Ich weiß nicht", zweifelt der Buchhalter, „jetzt sind sie Feuer und Flamme. Aber wie lange? Wenn es ihnen über ist, haben wir die ganze Arbeit auf dem Hals." Den Vorsitzenden interessiert dagegen mehr das erforderliche Fachwissen. Fussel verspricht für alle, vor der eigentlichen Arbeit fleißig zu studieren.

5. „So ist es richtig", mischt sich Meister Blaffert ein. „Hatte früher mit euch Lausern nicht viel im Sinn. Habt mir zuviel Unsinn in der Gärtnerei getrieben." Er blinzelt Fussel zu. „Aber das hat sich geändert. Ihr habt uns schon viel geholfen. Versucht euch an den Pilzen!" Meister Blafferts Meinung gilt etwas. Der Vorstand beschließt, Fussel und seinen Freunden die Champignonzucht anzuvertrauen.



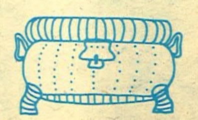


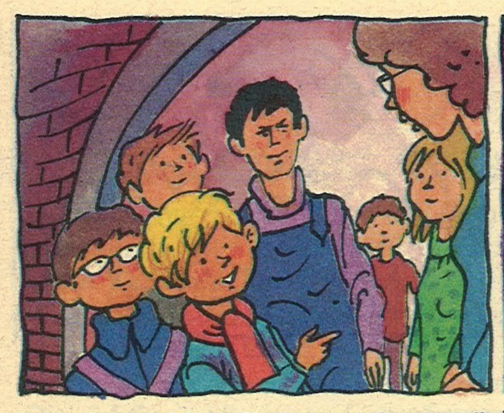


6. „Immer schön mit der Forke aufschütteln", ruft Fussel vom Dunghaufen herab, „dann verrottet der Dung schneller." „Aufschütteln, aufschütteln", äfft ihn Budde nach. „Zum zweiten Mal stapeln wir den ganzen Mist um. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die granulierte Champignonbrut ‚Blondine', vom Versandhaus in Erfurt, so ein stinkiges Bett braucht. Mir reicht es."

7. „Überleg' doch mal, Budde, je besser wir den Dung vorbereiten, um so mehr Pilze werden wir ernten", versucht es Fussel im Guten. „Ich hab' genug von der Mistkratzerei", unterbricht ihn Budde, „schluckt eure Stänkerluft allein!" „Heb' sofort die Forke auf, oder ..." „Oder?" „Oder du gehörst nicht mehr zu uns!" „Da pfeif ich drauf!" schreit Budde wutentbrannt, „du, du Misthaufenkommandeur!"

8. Pioniergruppennachmittag in der Sechsten. „Wie steht ihr zu dem Vorschlag, Pionierbrigaden zu bilden?" fragt Elke, die Gruppenratsvorsitzende. „Eine Brigade haben wir eigentlich schon", meint Irene und berichtet vom Pilzanbau der Partisanen. In das allgemeine Staunen hinein sagt Fräulein Kluge: „Na fein, das schauen wir uns mit dem Gruppenrat an. Sicher können wir die Erfahrungen der ‚Partisanen' für die anderen nutzen." „Vielleicht ist der Pilzkeller auch ein Expeditionsziel für die gesamte Pioniergruppe?" fügt Elke hinzu.





9. Bereits am nächsten Nachmittag bekommen die „Partisanen" Besuch. Fräulein Kluge spart nicht mit Lob. „Ihr habt ja hier ein richtiges Pionierobjekt. Und einen fachkundigen Paten habt ihr auch." „Na ja", sagt Horst, „wir werden's schaffen. Aber ein bißchen Hilfe könnten wir gebrauchen, was, Fussel?" „Ja", nickt der, „wenn wir den ganzen Dung in den Keller bringen." „Sag uns Bescheid!" fordert Elke.



10. Es ist soweit. Der Dung kann in den Keller. Der Gruppenrat hat zum Arbeitseinsatz aufgerufen. „Das flutscht, was?" fragt Riese begeistert. „Ja", stimmt Fussel zu, „allein hätten wir uns ganz schön quälen müssen." Zufrieden schaut er auf die große Helferschar. Das ist doch ... Mit ein paar Sätzen ist er an Buddes Seite. „Was machst du denn hier?" „Na, Einsatz." „Hau ab, auf deine Hilfe verzichten wir!" „Ich bin ordentliches Mitglied der Gruppe und folge dem Aufruf des Gruppenrates. Du hast mir also gar nichts zu sagen!"



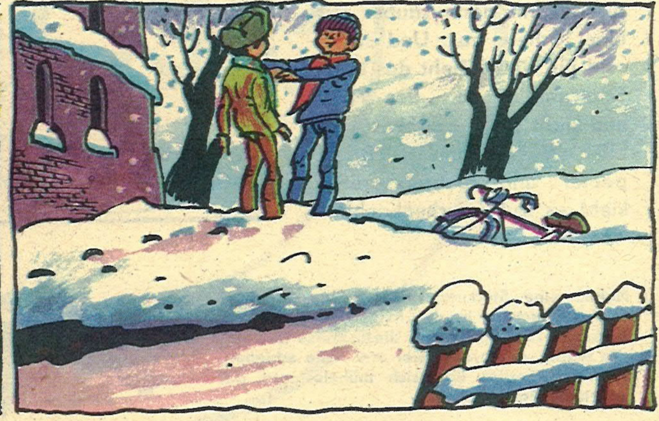
11. Verzweifelt kämpft Fussel gegen den Schneesturm an. Hätte ich bloß Riese Bescheid gesagt, daß ich in die Stadt muß! denkt er. Dann hätte der nach den Pilzen gesehen. Temperatur und Luftfeuchtigkeit müssen im Pilzkeller täglich kontrolliert werden. Heute hat Fussel Dienst. Aber der Schneesturm hat ihn überrascht.
Dicker weißer Flockenwirbel verklebt ihm immer wieder die Augen. Die Kälte kriecht durch alle Knopflöcher. Er kommt nur mühsam voran.



12. Wie das in den Ohren zwickt. Budde ist froh, als die Brennerei vor ihm auftaucht. Nun ist es nicht mehr weit bis nach Hause. Ein Klappern reißt ihn aus seinen Gedanken. Der Sturm hat die Kellertür aufgerissen. Schnee stiebt hinein. Die Pilze! schießt es Budde durch den Kopf. Sie dürfen keinen Frost kriegen! Er überlegt. Was geht's mich an. Auf meine Hilfe wollte Fussel doch verzichten!



13. Der Schneesturm spielt mit der Tür. Budde gibt sich einen Ruck. Sorgfältig verriegelt er die Kellertür. Vor die Fenster stapelt er Strohbunde.
Da er vom Sport her weiß, daß der Mensch Energie abgibt – beginnt er im Keller mit sportlichen Übungen. So will er die abgekühlte Kellertemperatur aufheizen. Bald ist er ins Schwitzen geraten.



14. Das ist doch Budde! denkt Fussel. „Was machst du denn hier?" „Hab' zufällig gesehen, daß eure Pilze in Gefahr sind", antwortet Budde. „Eigentlich geht's mich ja nichts mehr an." „Laß gut sein, Budde, ab heute sind's auch wieder deine Pilze!"
Gemeinsam setzen sie das sportliche Treiben fort. „Ich habe gehört", sagt Budde, „sechs Menschen heizen so wie ein Kachelofen". „Warum hast du das nicht schon früher gesagt? Ich hole jetzt unsere ganze Truppe zusammen."



15. An einem sonnigen Frühjahrsmorgen kommt Budde in den Klassenraum gestürzt: „Die Pilze sind da!" Triumphierend schwenkt er einen weißleuchtenden Champignon. Die Freude ist groß. „Seid doch mal still!" verschafft sich Fussel endlich Gehör. „Wir laden alle zur Pilzernteexpedition ein! Außerdem hat der Vorstand beschlossen, den ersten Korb Champignons erhält unsere Pioniergruppe als Dankesgeschenk." „Das fetzt ein!" schreit Budde.

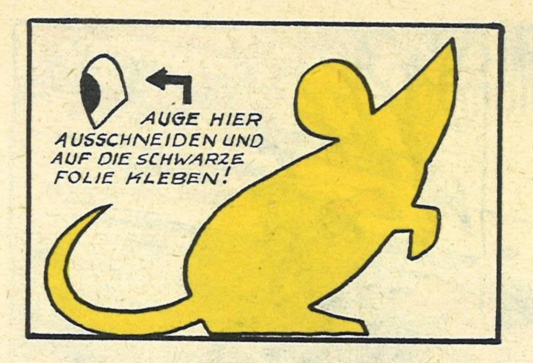


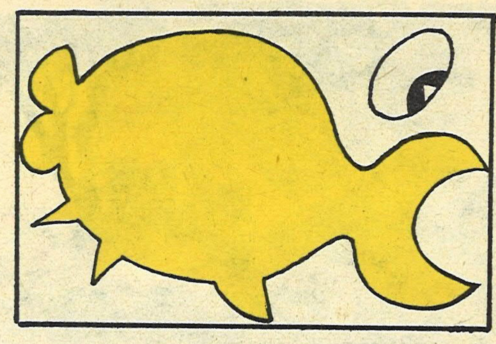


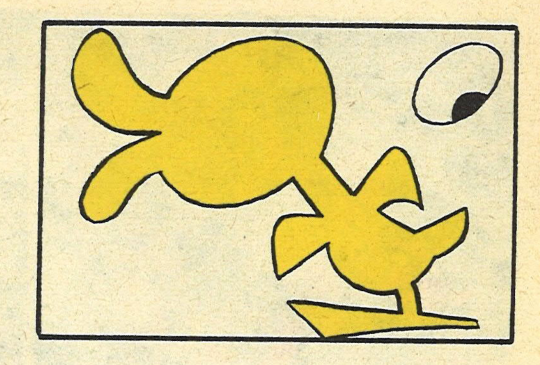
16. Alle sind zur ersten Pilzernte gekommen. Begeistert machen sie sich an die Arbeit. „Hört mal her!" ruft Horst. Der LPG-Vorstand tagt gerade. Wir sollten ihm einige Prachtexemplare auf den Tisch legen. Wer soll hingehen?" Fussel, Irene und Riese werden genannt. „Ich bin außerdem für Budde", sagt Fussel, „er muß auch mit."

Fortsetzung folgt





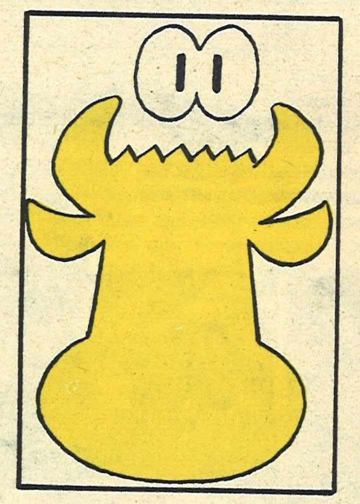


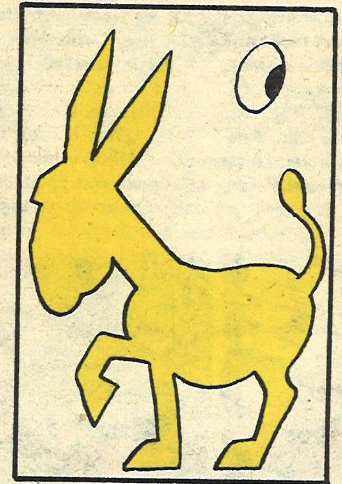


Zeichnungen: Horst Alisch

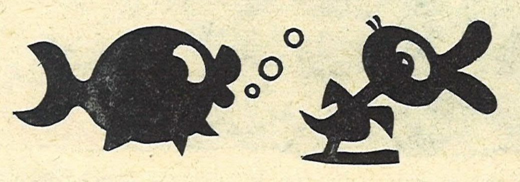
SCHWARZ auf WEISS

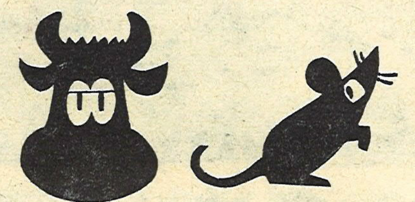
Macht aus der beiliegenden schwarzen Folie einen lustigen Aufkleber.
Paust mit Transparent- oder Blaupapier eines der hier abgedruckten Muster auf die Rückseite (helle Seite) der beiliegenden Folie. Schneidet diese Form dann sauber mit einer Schere aus. Und schon seid ihr fertig! Zieht das helle Schutzpapier von der Folie und klebt euren Scherenschnitt auf. Wo? Schmückt Briefpapier und Neujahrsgrüße, klebt es auf Geschenkanhänger oder Einladungskarten für das Faschingsfest in der Pioniergruppe. Gestaltet einen kleinen Fries auf der Klassenwandzeitung oder im Gruppenbuch.
Die fünf Figuren könnt ihr auch auf Stoff übertragen und aussticken, auf Zeichenkarton pausen und ausmalen oder aus Stoff- und Wollresten zusammenkleben.
Was ihr auch macht mit dieser Bastelei – wir wünschen euch viel Spaß dabei!



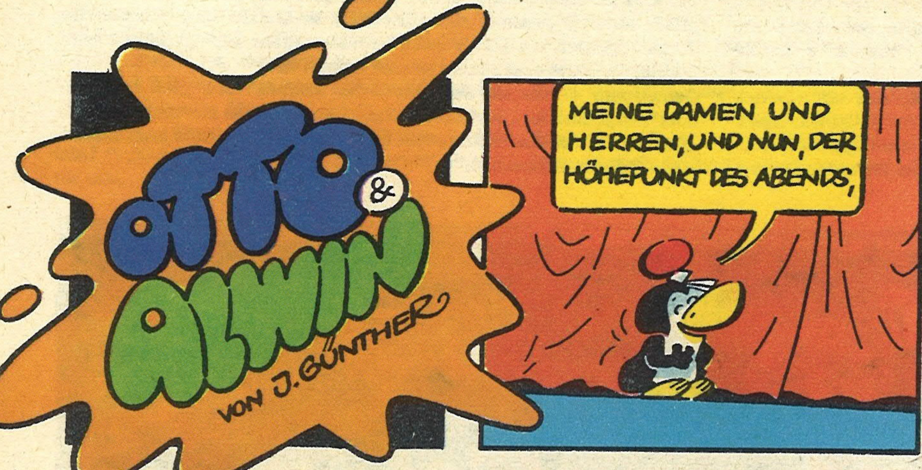


Nehmt eine Stecknadel zur Hand und piekt vorsichtig schräg in das hellgraue Papier der Rückseite (am Rand). Auf diese Weise läßt sich die Nadel zwischen Papier und Folie schieben, und das Papier läßt sich mühelos von der schwarzen Folie ziehen.





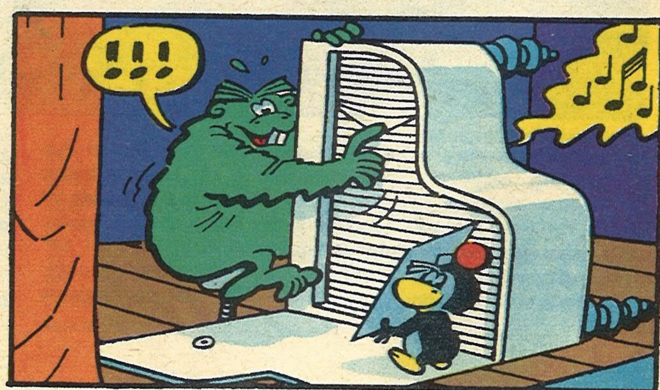












KENNST DU WATT ?

Du hast unsere Reportage aus dem Jugendkraftwerk „Artur Becker“ in Trattendorf gelesen. Du weißt jetzt, wie unsere Energie mit viel Fleiß produziert wird. Energie kostet Arbeit, Zeit und Geld.
Jetzt testen wir mal dein Wissen über Watt. Die richtigen Lösungen jeder Frage tragen einen Buchstaben. Alle hintereinandergereiht ergeben zwei Wörter.
Zeichne auf die Rückseite der Postkarte deinen Vorschlag für eine
„Frösi“-Briefmarke
und verwende dazu die gefundenen zwei Wörter.
Deine Briefmarke soll helfen, jeden zu mahnen: Energie verwenden – nicht verschwenden!
Deine Zeichnung soll zur Energieeinsparung beitragen.
Gute Ideen werden als „Frösi“-Briefmarkenbeilage noch 1982 erscheinen.
Unsere Anschrift:
„Frösi“, 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Einsendeschluß: 30. Januar 1982.
Preise: Für 1 000 Wattsparer liegen 1 000 Buchschecks bereit.



?! ?! ?! ?! ?! ?! ?! ?! ?!

Wieviel Kilogramm Braunkohle werden für die Erzeugung einer Kilowattstunde Strom benötigt?
R 0,5 kg
S 1,4 kg

Wieviel Kilogramm Braunkohle kannst du einsparen, wenn du im Jahr eine 40-Watt-Glühlampe jeden Tag zwei Stunden weniger brennen läßt?
O 20 kg
P 35 kg

Welche Abraummenge muß heute für die Förderung einer Tonne Braunkohle bewegt werden?
U 3 m^3
A 5 m^3

Die gesamte in der DDR an einem Tag geförderte Braunkohle benötigt einen Zug von wieviel Kilometer Länge?
T 90 km
R 145 km

Wievielmal reichen die Kabel und Leitungen, die in der DDR der Stromversorgung dienen, um den Äquator?
D dreimal
E viermal

Wievielmal schluckt ein Vollbad mehr Energie als sechs Minuten duschen?
F zweimal
E dreimal

Wieviele 60-Watt-Glühlampen könntest du einen Tag lang brennen lassen, wenn du Warmwasser nicht drei Minuten nutzlos laufen ließest?
M drei 60-Watt-Glühlampen
N fünf 60-Watt-Glühlampen

Wieviel Prozent weniger Energie benötigst du, wenn du ein Kilogramm Kartoffeln mit einem Viertelliter Wasser statt mit einem Liter Wasser kochst?
G 10 Prozent
E 25 Prozent

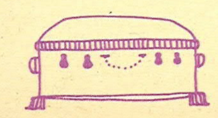
Welches Kraftwerk in unserer Republik ist größer?
Q Boxberg
R Jänschwalde

Wann lieferte Trattendorf den ersten Strom?
G im Dezember 1954
H im Januar 1958

Welcher Badesee ist aus einem ehemaligen Tagebau entstanden?
H der Müggelsee in Berlin
I der Senftenberger See im Bezirk Cottbus

Woher stammten die 500-Megawatt-Turbinen im Kraftwerk Boxberg?
E aus Leningrad
F aus Plzeň





Zeichnungen: Christine Nahser



Sing mit, Pionier!

In diesem Monat feiern wir den 33. Geburtstag unserer Pionierorganisation „Ernst Thälmann". Da ist es doch klar, daß auf jeder Geburtstagsfeier gesungen wird. Bei manchen ist das vielleicht auch der Anlaß, ihren Singewettstreit auszutragen.

Ein Lied, welches schon einige Pioniergenerationen auf ihren Wegen begleitete, heißt:

Geh voran, Pionier!

Im vergangenen Schuljahr waren alle Pioniergruppen aufgefordert, dieses Lied zu singen, daher kennt ihr es schon. Ihr findet es im Liederbuch der Thälmannpioniere. Nun ist es in diesem Schuljahr im Geburtstagsmonat Dezember das

Lied des Monats.

Noch etwas bringt der Dezember mit, nämlich den Winteranfang. Mancherorts hat es schon geschneit, anderswo warten die Skiläufer und Schlittenfahrer auf Schnee. Vielleicht hilft das hier abgedruckte Lied, Frau Holle zu überzeugen, daß sie überall nun den Schnee in ausreichender Menge für den Wintersport herbeizaubert.

Darum stimmt mal alle kräftig mit ein!



Weitere Lieder hört ihr in der Sendung des Berliner Rundfunks „Sing mit, Pionier" am Montag, dem 7. Dezember 1981, 14.15 Uhr und am Montag, dem 4. Januar 1982, 14.15 Uhr.

MUSIK

Ein Geigenbaumeister in Erfurt

Durch eine schmale Gasse mit Fachwerkhäusern, die teils bis zu vierhundert Jahre alt sind, geht ein Mann. Die Häuser schmiegen sich aneinander, als fänden sie so besseren Halt. Er kommt an ein Haus, dessen Eingang mit Brettern vernagelt ist, vorbereitet zum Abriß. Der rundliche Mann mit dem blonden Schnauzbart sieht sich vergewissernd um und klettert behend unter dem Bretterkreuz durch. Vorsichtig steigt er die morsche Treppe hinauf, die kein Geländer mehr hat. Keine Türen versperren dem einsamen Besucher den Zutritt, die Dielenbretter haben Löcher. Der Mann richtet seinen Blick zur niedrigen Decke, durch die an verschiedenen Stellen die Sonne scheint. Er befühlt die Deckenbalken, beklopft sie, aber sie werfen nur morsches Holzwurmmehl zur Antwort auf ihn herab. Endlich hellt sich seine Miene auf. Fest und hart gibt ein Balken das Fingerklopfen zurück, über die ganze Länge der Decke. Der Mann bezeichnet den Balken mit mehreren Kreidezeichen und verläßt das Haus mit Freudenfünkchen in den Augen.

Wenige Tage später liefert ein Baufahrzeug den Balken, zurechtgesägt in Meterstücken, in der Regierungsstraße ab.

Erfurt, Regierungsstraße ist auch die Adresse meiner Verabredung. Wilhelm Brückner, Geigenbaumeister, kündet eine Metallfahne über dem Fenster des schmalen Hauses auf historischem Boden, nahe dem Anger. Der Geigenbauer ist der Balkensammler, kein Zweifel mehr, als er mir die Tür öffnet.

Im kleinen Vorraum zur Werkstatt steht ein Schrank offen.

Lauter eingesperrte Musik! Mehrere Celli sind dort aufbewahrt, bis ihre Reparatur an der Reihe ist. Auf meinen fragenden Blick hin erklärt Wilhelm Brückner mir: „Ein Geigenbauer baut nicht nur Geigen, aber alles, was er baut, sind Geigen!" Dabei lacht er verschmitzt und läßt mich raten.

Eine Geige ist auch eine Violine, und das ist im Italienischen eine kleine Viola; eine Viola wiederum ist eine Bratsche, italienisch Fidel und auch Altgeige genannt, und ein Cello ist ein Violoncell, ein Kleinbaß, eine Kniegeige. Tatsächlich, Geigen sind es allesamt.

Der Wandschrank wird geschlossen. „Die müssen warten", meint der Geigenbauer.

Betörend schwebt ein Duft aus Harz und Holz und ein bißchen Vanille im Raum. „Das sind die Töpfe da drüben. Sie kommen erst beim letzten Arbeitsgang dran, beim Färben und Lackieren der Geigen."



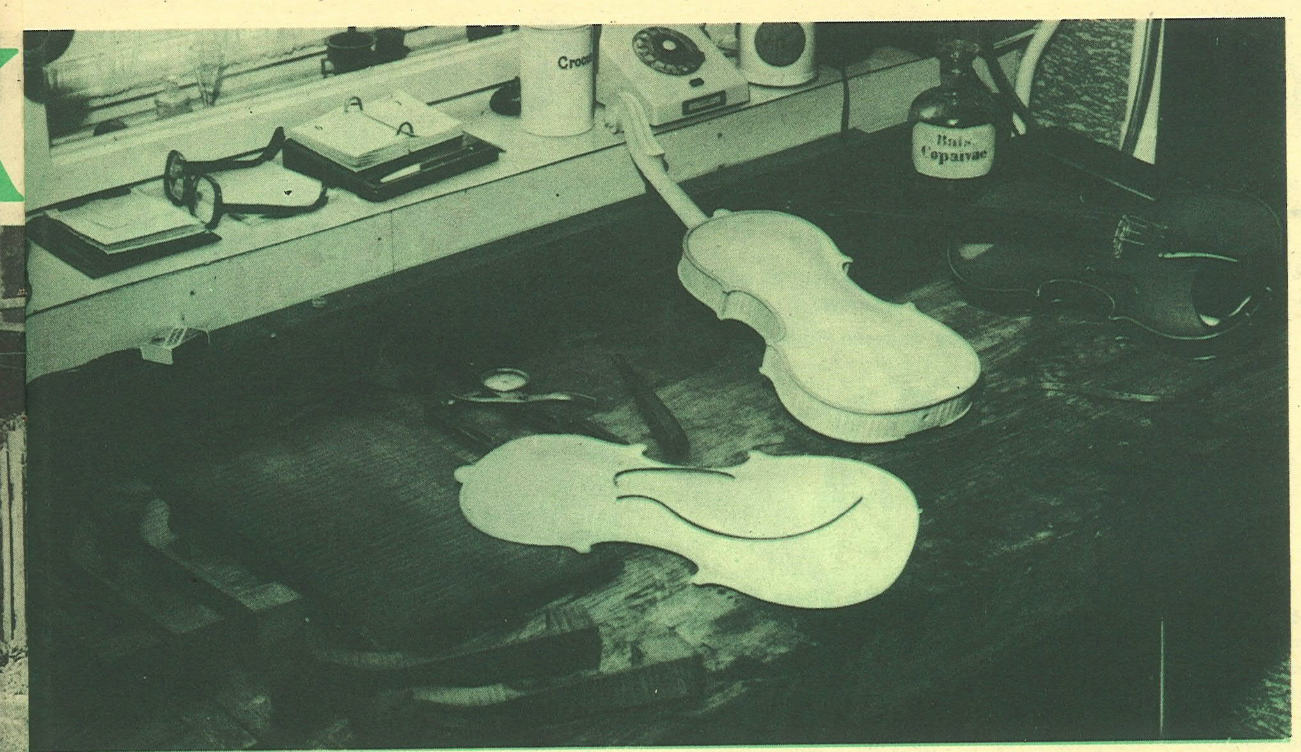
„Neue Geigen? Schwärmt nicht jeder von einer Stradivari oder Guarneri?" „Über eine Stradivari geht noch nichts!" gibt Meister Brückner neidlos und voller Hochachtung zu.

Man kann eine Stradivari ausmessen, berechnen, original nachbauen, trotzdem behalten die letzten etwa 250 auf der Welt existierenden echten Stradivari ihr Geheimnis.

Das Geheimnis eines Spitzeninstruments beruht auf Kenntnis und Erfahrung des Geigenbauers. Das ist auch bei Wilhelm Brückner so. Doch vor jeder Meisterschaft kommt die Lehre. Schon Vater und Großvater Brückner waren Geigenbauer, es lag nahe, daß der junge Wilhelm dasselbe Handwerk lernte. Eine lange und harte Lehrzeit begann für ihn 1947 in Markneukirchen, im Musikwinkel der DDR.

In diesen vier Jahren, gibt er heute zu, gab es Zeiten, da ihm alle Geigen der Welt gestohlen bleiben konnten! Aufgegeben hat er nicht. 1956 machte er seine Meisterprüfung, und 1960, unterstützt von seiner Frau, die auch aus einer Markneukirchner Musikinstrumentenbauerfamilie stammt, wagte er den Sprung, seine eigene Werkstatt aufzumachen. Er fängt an mit Reparaturen und Restaurierung alter Instrumente, baut nur ein neues Instrument im Jahr, 1980 sind es zehn.

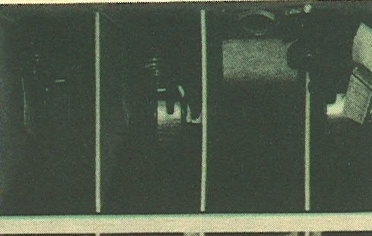
Mit jedem Instrument wuchs seine Kunstfertigkeit. 1972 beteiligt er sich mit einer Geige am Henryk-Wieniawski-Wettbewerb, der „Olympiade

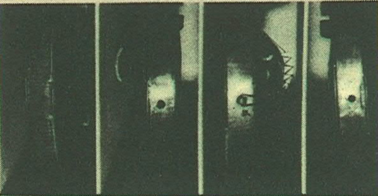


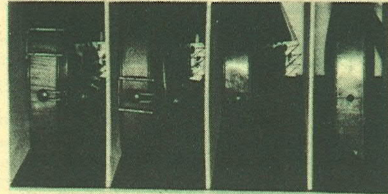
AUS DEM BALKEN

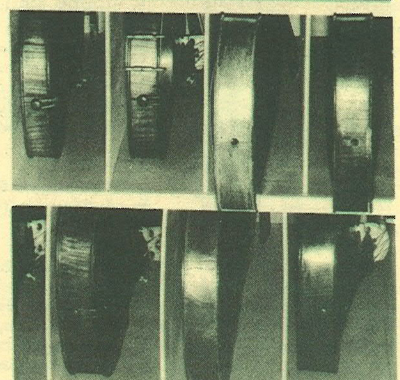
der Geigenbauer" und gewinnt die Goldmedaille, gewinnt damit an Zutrauen zu sich selber und künstlerischer Sicherheit. Er ist inzwischen Mitglied im Verband Bildender Künstler, seine Instrumente gehen in viele Länder, werden auf Ausstellungen in Kanada, Japan, in der BRD, in der VR Polen, Italien gezeigt und bewundert. Als ich ihn aber frage: „Und Ihr Geheimnis, Meister Brückner?" antwortet er: „Eigentlich habe ich keines. Nur, daß ich wohl dreizehn Jahre gelernt habe, eigentlich an jedem neuen Instrument Neues begreife, das wird es wohl sein."

„Und die alten Balken? Ihre Lackmischungen, die Formen Ihrer Instrumente?" frage ich weiter. Er lacht. „Das mit den Balken war erst nur ein Experiment. Es ist gelungen. Die Decke der Geige ist aus Fichtenholz, und das muß so alt wie möglich sein. So bin ich auf die Abrißbalken gekommen, das sind Fichtenbalken." Der Boden, die Zargen (Seitenteile) und der Hals der Geige werden aus Ahorn gefertigt. Das Holz muß langsam gewachsen sein, auf kargem Boden, damit es dicht geschlossene Poren hat. Ungarn und Jugoslawien sind traditionelle Lieferländer. Alle schwarzen Teile einer Geige sind aus Ebenholz. Aus Metall sind nur die Saiten. Das Holz muß so fest sein, weil der Druck, der auf eine Geige ausgeübt wird, durch das Streichen der Saiten mit dem Bogen so groß ist, daß anderes Holz als das beschriebene dem nicht standhalten würde.









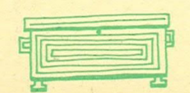
Meister Brückner verwendet kein Holz, das weniger als 80 Jahre gelagert ist. Er hat glücklicherweise den Holzvorrat seines Großvaters übernehmen können. In schlichten Regalen lagern Stämme, Balken und zurechtgehauene Scheite, die aussehen wie hölzerne Tortenstücke. Wenn man an diese Teile klopft, hört man schon einen Ton, der zwar noch weit vom Wohlklang eines Instruments entfernt ist, aber das Holz „macht Musik", jedes klingt anders. Die Form der Geige wird mit einer Schablone aufgezeichnet und dann werden frei aus der Hand die Wölbungen und Hohlkehlen ausgestemmt und abgehobelt, bis das klobige „Tortenstück" nur noch einige Millimeter stark ist. Mit dem Fughobel werden die Teile der Decke aneinandergepaßt und verleimt. In jeder Geige ist, wie ein schwarzer Faden, ein Intarsienband eingelassen. Es sieht nicht nur schön aus, es trägt vor allem eine Schutzfunktion. Geht eine Geige einmal entzwei, reißt sie nur bis zur Intarsie, und bei der Reparatur ist von der ursprünglichen Geige mehr zu erhalten. Sind in die Decke die sogenannten F-Löcher mit der Laubsäge gesägt, werden alle Teile miteinander verleimt und der Korpus ist erst einmal fertig – eine weiße Geige. Die weiße Geige wird geölt, Leinöl ist viel dabei, dann gefärbt mit Farben aus Naturstoffen. Ich darf meine Nase in die geheimnisvoll duftenden Töpfe stecken und muß raten. Ich finde aber keinen Namen der Farbstoffe von allein. Da gibt es Safran – die getrockneten Narzissenblüten, Drachenblut, das Harz vom Drachenbaum, einen Stoff mit Namen Gummigutti und vieles mehr. Nach einigen Tagen des Trocknens werden die Geigen lackiert. Den Lack mischt der Meister auch selbst auf Spiritusbasis. Zwei besonders kniffige Arbeiten sind das Einleimen des Baßbalkens unter Spannung, der später den Druck der gespannten Saiten aufnehmen muß, und noch schwieriger das Einpassen der „Stimme". Ein schlicht aussehendes Rundhölzchen, das im Instrument steht, nicht eingeleimt ist und trotzdem nicht herausfällt. Diese

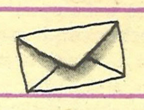
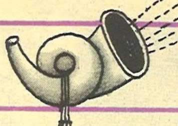
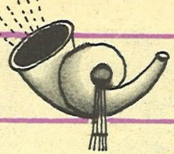
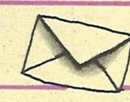


„Stimme" ist eins der vielen Geheimnisse, die eine gut klingende Geige hat. Ob und wie sie klingt, wird erst beim Einspielen festgestellt. Nun gilt, je besser der Solist, um so besser klingt die Geige. Meister Brückner spielt nur recht und schlecht, wie er sagt, dafür seine Tochter Ruth um so besser. Eigentlich wollte sie Musik studieren, doch nun begann im September 1981 die Lehre bei ihrem Vater in der Werkstatt. Viele weibliche Geigenbauer gab es noch nicht. Vielleicht erobert sie einmal Neuland? „Das ist ein weiter Weg", sagt Vater Brückner ernst, „leichter als mein erster Lehrling wird sie es nicht haben, wenn auch nicht so schwer wie ich."

Zum Abschuß des Nachmittags hören wir uns das Violinen-Konzert von Brahms an, gespielt von Oleg Kogan, dessen wertvolle Geige auch schon in Wilhelm Brückners Händen lag. Wir werden Ohrenzeugen der Geheimnisse dreier Meister – des Komponisten, des Solisten und des Geigenbauers.

Text: Barbara Augustin
Fotos: H. J. Bauer

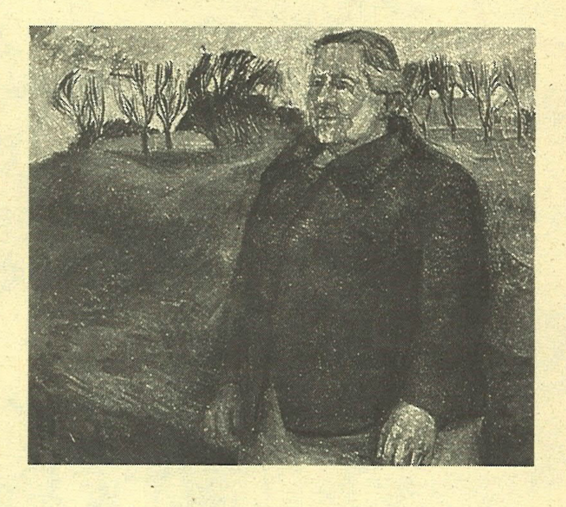


Im Heft 3/81 stellten wir euch auf der Seite 25 fünf werktätige Menschen in Gemälden vor. Ihr solltet uns über einen Menschen berichten, der so sein könnte wie einer, der auf den Bildern dargestellt ist. Mehrere tausend Mädchen und Jungen haben uns geschrieben.

Heute veröffentlichen wir einige Zuschriften zu dem Bild Nr. 5 von Gudrun Arnold. Schaut es euch hier in diesem Kleinformat noch einmal an und lest dazu die Beispiele aus unserer Leserpost.

In einem weiteren Heft veröffentlichen wir dann auch Zuschriften zu den anderen Bildern.



Fotos: Uschi Fischer, Paul Glomm

Wer ist so?

Ich habe meine Oma sehr lieb. Sie ist 66 Jahre alt und wohnt auf dem Dorf. Meine Oma ist sehr fleißig. Sie hat ein paar Beete, auf denen sie Gemüse anbaut. Ich helfe ihr sehr oft bei der Gartenarbeit. Sie geht auch gern spazieren und Pilze sammeln. Oma hat immer am meisten Pilze im Korb. Aus den Pilzen macht sie dann etwas Leckeres. Sie kocht einwandfrei. Wenn ich bei ihr bin, macht sie immer die herrlichsten Hefeklöße.
Meine Oma interessiert sich sehr für aktuelle Nachrichten. Danach kann ich sie immer fragen. Sie findet sich im Atlas sehr gut zurecht. Meine Oma war auch schon im Ausland. Da ich sehr gerne zeichne, beteiligt sich Oma aktiv daran. Sie kann wunderschöne Häuser und Blumen zeichnen.
Meine Oma sorgt sich sehr um mich. Sie liebt Tiere. Besonders Katzen.

Anja Paidok, Bautzen

Das könnte meine Oma Marta sein. Sie ist Bäuerin und arbeitet für die LPG. Jeden Tag geht sie im Sommer auf das Feld. Dort muß man fleißig arbeiten, damit das ganze Volk reichlich zu essen hat. Ich esse gerne Brot und ich muß dabei immer an meine Oma denken, wie schwer man für ein Brot arbeiten muß.

Silke Bubbel, Schweina

Es stellt eine scheinbar ernste, ältere Frau dar. Man merkt, daß sie nachdenklich, aber trotzdem fröhlich ist. Sie denkt vielleicht an ihre Kindheit und Jugend, an freudige und traurige Erlebnisse. So denke ich über dieses Bild.

Marie-Catherine Klarkowski, Berlin

Ich stelle mir vor:

Frau Gudrun Arnold ist meine Oma. Sie arbeitet auf dem Dorf. Jeden Tag muß sie hinaus aufs Feld. Auch im Winter. Sie muß hacken, graben, pflanzen und die Erde lockern. Wenn sie dann nach Hause kommt, ist sie ganz schön geschafft. Ihre Hände sind auch nicht mehr so schön, sondern sie sind runzlig. Ihr Haus steht auch am Feldrand. Früher mußte sie noch viel schwerer arbeiten. Jetzt tun ja auch die Maschinen mithelfen. Es geht heute auch viel schneller voran. Man erntet viel mehr.

Kathrin Schorbogen, Leipzig

So ist meine Oma. Sie ist jetzt in Rente. Meine Oma arbeitete früher als Temperaturregler. Sie hat jetzt mehr Zeit für ihre Enkel und unternimmt auch gerne Fahrten, Reisen usw. Meine Oma war auch Aktivist, sie bekam auch eine Reise in die Sowjetunion. Wenn ich Probleme habe, z. B. in der Schule, dann hat sie immer Zeit für mich und erklärt mir alles. So ist meine Oma.

N. Nadebor, Vetschau

Ich habe mir dieses Bild mit der älteren Frau ausgesucht, denn es paßt sehr gut zu meiner Oma. Ich nehme an, daß diese Frau gerade einen Spaziergang durchführt. Meine Oma, die ebenfalls in Karl-Marx-Stadt wohnt, geht sehr gern spazieren. Sie liebt die Natur, hört gern den Vögeln zu und freut sich über wildwachsende Blumen. Sie hat es nicht gern, wenn sie von Kindern gepflückt werden und dann fortgeschmissen werden. Außerdem besitzt sie einen Garten, und wenn es nicht mehr so kalt ist und wenn schönes Wetter ist, findet man sie nur im Garten.

Michele Endig, Karl-Marx-Stadt



So werden bei uns Preisträger gezogen!

37 527 Einsendungen bekam „Frösi" zum „Fahrradtest". 520 Preisträger wurden ermittelt.

Auflösungen der Preisausschreiben

HEFT 6/81
Mini-Knobel-Karten
Auflösung: „Frösi" wünscht dir viele Ferienentdeckungen
Sommer-Knobelei (Losbrief)
Folgende Gewinnzahlen ergeben sich aus den Rätsellösungen:

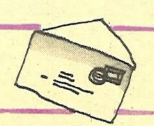
A:	6 210
B:	321 017
C:	71 432
D:	90 696
A–D:	489 355 = 1 großer Hauptpreis
E:	99 = 6 250 Anerkennungspreise

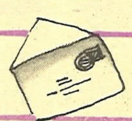
HEFT 7/81
Charité
Auflösung: Rudolf Virchow
Denk-mal-Knobel
Auflösung: Schadow
Kundi-Telefon
Auflösung: Die Telefonnummer von Kundi ist 5 54 53
Körnchens Waschtag
Auflösung: 1 440 000
Krimi Nr. 3
Zimmer 1 und 2 kamen nicht in Frage: Klinke rechts, also auch Lichtschalter im Zimmer rechts. Die Zimmer 3 und 4 fielen auch weg: Bad und kein Gegenüber. Zimmer 5 konnte es auch nicht sein: kein linker Nachbar. Blieb also nur Zimmer 6. Hier treffen alle genannten Bedingungen zu.
Glückwunsch den Einsendern dieser Zimmernummer!

HEFT 8/81
Kindersinfonie
Auflösung: Spielzeug-Instrumente wie: Spielzeugtrompete, Spielzeugtrommel, Vogelstimmenpfeife
Krimi Nr. 4
Bastel hätte von seinem Platz aus auf der Couch das Fenster gar nicht sehen können. Das weiß – auch ohne Kenntnis der mathematischen Gesetzmäßigkeiten einer Spiegelung – jeder, der schon einmal von der Seite her in einen Spiegel geblickt hat.
Großes Bravo allen, die das erkannt und Bastels Täuschungsmanöver entlarvt haben.

HEFT 9/81
Raster-Fahndung
Auflösung: Befolgt Kundis Rat mit kluger Tat

HEFT 10/81
Pionierreisebüro
Auflösung: AGRA – Harz – 1665 – Berlin – Halle – Karl-Marx-Stadt
Mikro-Riesen
Auflösung: 1b, 2b, 3b
Kennwort Linde
Auflösung: Bewegung an frischer Luft zwischen Schule und Schularbeiten, täglich zwei Stunden
Knobels Stadtrundfahrt
Auflösung: Sowjetisches Ehrenmal



Wir danken für die Aufmerksamkeit

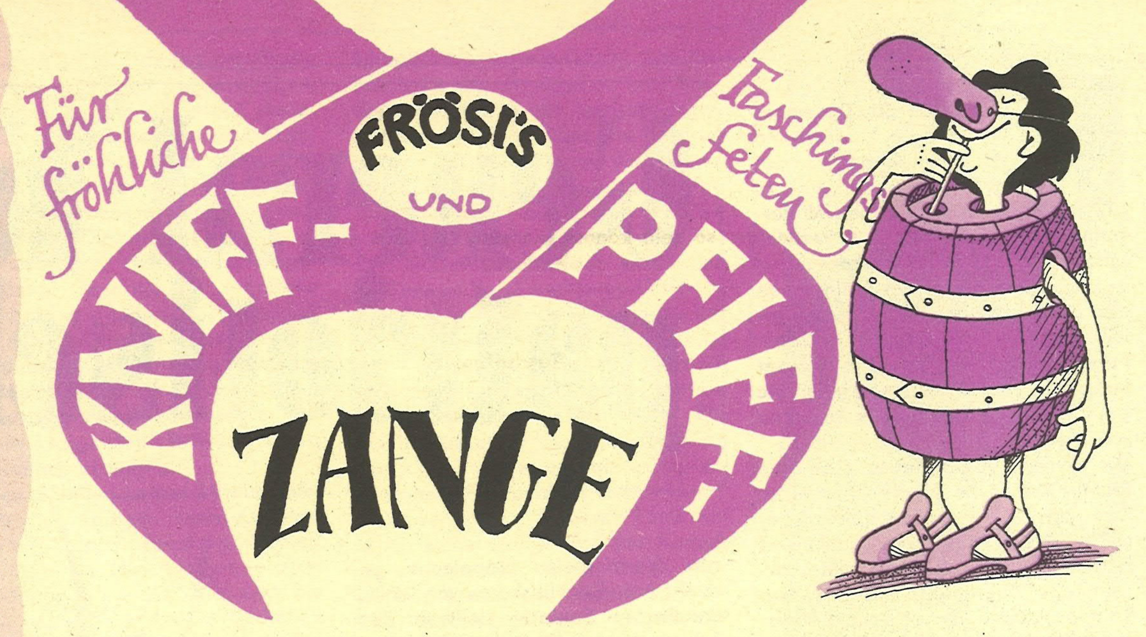
JAROSLAW CHARETSCHKO

Wenn wir euch jetzt fragen: „Hört mal, Brüder, was meint ihr wohl, was man in eurem Alter können muß?“ – dann würdet ihr, ohne zu zögern, antworten: „Lesen und richtig schreiben.“ „Schlittschuhlaufen!“ – „Gleichungen lösen!“
Aber wir sind überzeugt, daß viele vergessen zu sagen: „Sich benehmen.“



Sich benehmen können heißt, so zu sein, daß jeder gern mit euch spielt und eure Freundschaft sucht.
Das Benehmen beginnt bei der Begrüßung. Wer holt schon den Freund morgens auf dem Schulweg ein, knallt ihm seine Schulmappe ins Kreuz, versetzt seiner heruntergeflogenen Mütze einen Stoß mit dem Fuß, packt ihn an der Nase und brüllt ihm ins Ohr: „Muh, alte Kuh, der Ochse läßt grüßen!“
Seit eh und je haben es die Menschen verstanden, sich freundlich zu begrüßen. Schon in der Steinzeit streckte einer dem anderen die geöffnete Hand hin, womit er kundtat, daß kein Stein darin verborgen war. Die Indianer legten zum Gruß einander die Hand auf die Schulter.
Achtet auch einmal darauf, wie ihr euch ansprecht: Noch hört man oft: „Eh, Borka ...“, „Eh, Jurka“, „Eh, du Nilpferd!“, „Eh, alte Brillenschlange!“
Wir haben nichts gegen lustige, gutartige Spitznamen, aber wir sind gegen beleidigende.
Daß man sich im Unterricht gut benehmen muß, das weiß doch jeder. Aber auch in den Pausen?

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch



Herein, ihr Narren,
vom Stamme der Schüler.
Spannt an, den Karren
der Fasching heißt,
doch langsam – ein Narr
schön nach dem andern,
daß keiner die lustige Fuhre
schmeißt.

Herein, ihr Narren,
vom Stamme der Schüler.
Doch halt, wer bist du?
Wie darf ich dich nennen?
So schweigsam – du Wicht,
du kennst dich nicht,
oder willst du dich heute
nicht kennen?

Du glaubst, du wärst ein weiser Mann,
der sich vor allem drücken kann,
der sich in unser Nestchen setzt,
zu sehen, wie der Fasching fetzt.

Herein, auch
du vom Stamme der Schüler.
Du paßt wie ein Zufall
ins Programm mit hinein.
Du brauchst auch heute
zum Fasching nichts tun,
als dich auf deinem Ehrenplatz
vom Nichtstun auszuruhn.
Herein, ihr Narren ...



Logische Zahlenfolge

Mein Lehrer auf die 10
mir trat, weil ich 9-
malklug nicht 8 gab
und durch eigenes ver7
in der 6. Stunde
eine 5
baute.
Zuhause am Kla4
setzte ich mich auf den 3fuß,
und bin mit mir ohne 2fel
wiedermal nicht 1.

Vielleicht

Ein Schüler in der schu,
der kippelt mit dem stu.
Er meint, es wär' gelacht,
wenn Stu nicht bald kracht,
dann macht vielleicht die
schu zu.

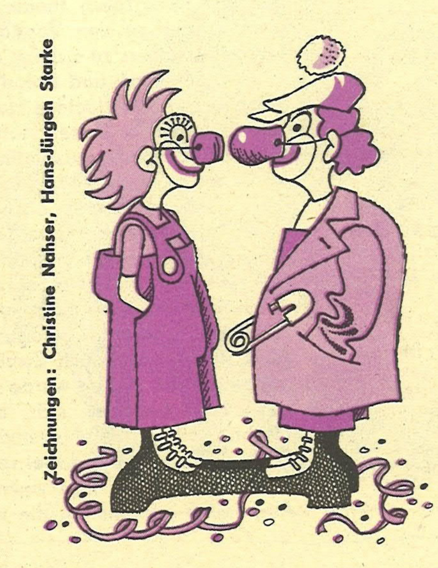
Krokoigelfantenschwein

Ein Krokoigelfantenschwein
biß mir in meinen Arm hinein.
Als ich beginnen wollt zu schrein,
da merkte ich, ich bin allein.
Kurz ließ ich das Beginnen sein
und biß das Krokoigelfantenschwein.

Kurz geschüttelt

Wenn sich Schüler nach der Pausenklingel schlagen,
hört man kurz danach die Pausenschlingel klagen.

Text: Reinhard Gundelach



Zeichnungen: Christine Nahser, Hans-Jürgen Starke

„Frösi“-Fasching-Annoncen-Kneifzange:

Stellenangebot

Suche für Hausarbeit wöchentlich 5 bis 6 Stunden Schreiber. B. Faulenzia, 1221 Ruhesanfft, Schlafgäßchen 88

Stellengesuche

Klassenkasper su. neuen int. Wirk.-Krs. in artverwan. o. artfremden Bereichen. 7464 Hampi, postlagernd

Schüler, 12/13, weib. Besserwiss., bld., klug, symp., sucht neuen Bereich außerh. der Schu., evtl. mit Publikumsverkehr. Angebote erbeten an Fil. Immerklug 14

Tausch

Biete fremde Meinung zur Kollektivbildung, suche eigene. 37 Weißnie, Plapperfall 38

Suche Sündenbock und neues Gesäß. Biete lupenreine Ausreden. 746 Lügly, PSF 29



General Yorck's patriotische Tat

Text: Dr. Wolfgang Uebel

Zeichnungen: Matthias Müller

Es ist der 30. Dezember 1812. Eisiger Nordostwind treibt den Schnee vor sich her und türmt ihn zu Haufen. Die rote Wintersonne steht tief über der frostklirrenden Erde. Unwirtlich und kalt ist es auf den Gassen der kleinen, an der preußisch-russischen Grenze gelegenen Ortschaft Ratztal. Trotzdem haben viele Einwohner ihre Häuser verlassen. Dick vermummt stehen sie an der Dorfstraße, halten Ausschau und warten.

Vor wenigen Tagen hat ihr Dorf eine fast unglaubliche Nachricht erreicht. Das gewaltige und noch niemals besiegte Heer des Franzosenkaisers Napoleon hat in Rußland eine vernichtende Niederlage erlitten. Nur Trümmer seiner Armee sollen übriggeblieben sein, verfolgt von russischen Soldaten und Partisanen. Heute wird ein Teil davon auch durch ihren Ort kommen.

Nicht billige Neugier treibt die Einwohner von Ratztal auf die Straße. Aber diese Nachricht ist so unbegreiflich, daß sie sich mit eigenen Augen überzeugen wollen, ob sie wahr ist. Und dafür haben sie gute Gründe.

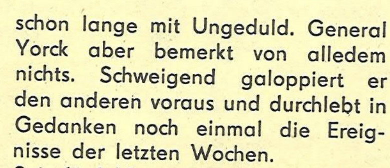
Sie erwarten nämlich nicht zum erstenmal napoleonische Soldaten. Vor knapp einem halben Jahr zogen diese schon einmal durch ihren Ort. In schmucken Uniformen und gut bewaffnet, übermütig und siegessicher strebten sie nach Osten, um auch das russische Volk ihrem Kaiser zu unterwerfen.

Für Ratztal jedoch brachte dieser Durchzug viel Not und Leid. Es gibt keine Familie im Dorf, die von Quälerei, Plünderung, Raub oder mutwilliger Zerstörung von Hab und Gut verschont geblieben wäre. Schrecklich sind die Erinnerungen der Männer und Frauen, die heute an der Dorfstraße stehen. Und sie verfluchen insgeheim ihren Herrscher, den preußischen König Friedrich Wilhelm III., der sich feige und liebedienerisch zum Verbündeten Napoleons gemacht hat. Ein Hilfskorps von 20 000 preußischen Soldaten stellte er dem Franzosenkaiser für seinen Kriegszug nach Rußland zur Verfügung. Darunter auch Männer aus ihrem Dorf, um die sie nun bangen müssen.

Plötzlich geht ein Raunen durch die Menge: „Dort! Dort kommen sie!" Einzeln, zu zweien, in kleinen Gruppen wanken sie vorüber. Ohne Waffen, die Gesichter von Hunger gezeichnet und mit verfilzten Bärten, die Uniformen zerschlissen, zum Schutz vor der grimmigen Kälte Kopf und Hände mit Lumpen umwickelt, manche mit schmutzigen Verbänden und auf Stöcke gestützt, fast alle zu Fuß, nur hier und da ein einzelner Reiter auf stolperndem Pferd – geschlagene Aggressoren! Wortlos blikken die Einwohner Ratztals auf diesen Zug, bis er am Westausgang des Dorfes im Flockenwirbel verschwunden ist.

Zur gleichen Stunde reitet auf einer anderen Straße eine kleine Gruppe preußischer Offiziere nach Osten, an ihrer Spitze General Yorck von Wartenburg. Trotz der Anstrengung, die der scharfe Ritt verursacht, steht Freude auf den Gesichtern der Offiziere. Sie lachen und rufen sich Scherzworte zu, denn was heute geschehen soll, darauf warten sie schon lange mit Ungeduld. General Yorck aber bemerkt von alledem nichts. Schweigend galoppiert er den anderen voraus und durchlebt in Gedanken noch einmal die Ereignisse der letzten Wochen.







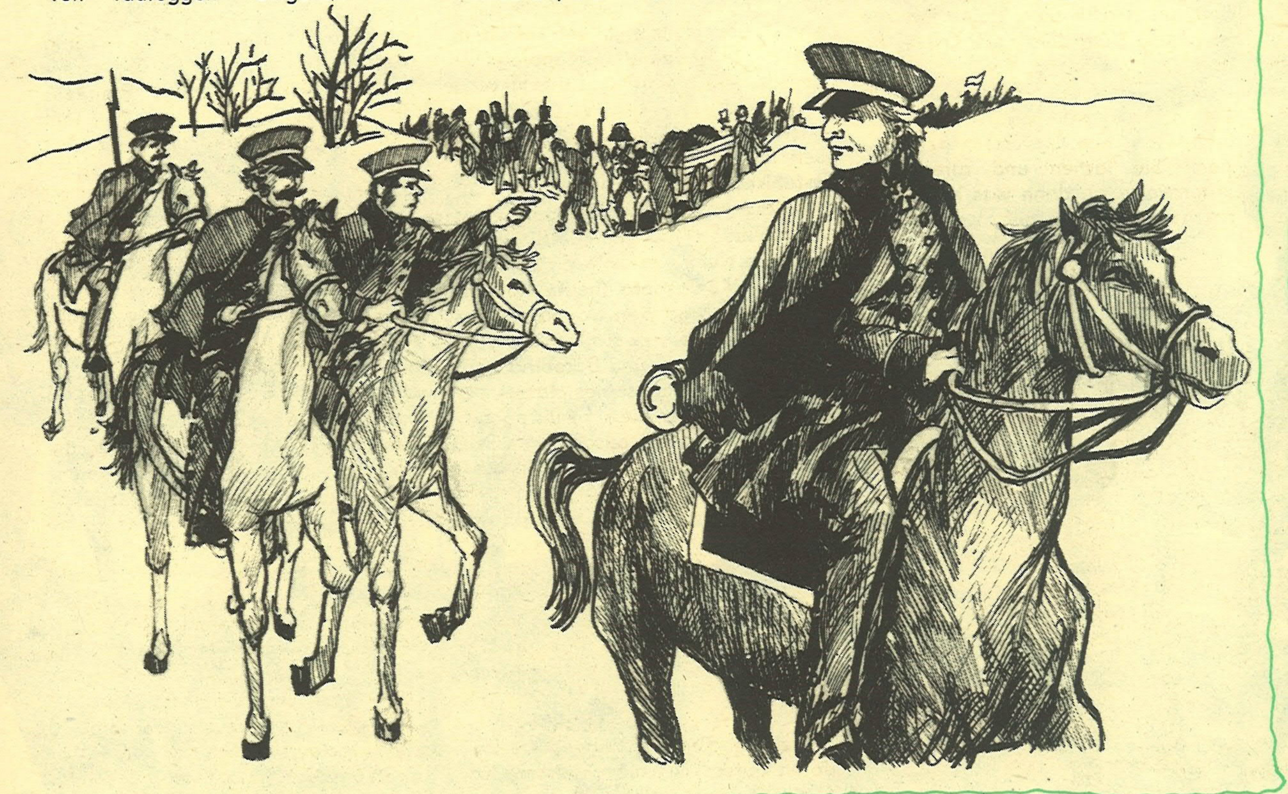
Seit fünf Monaten ist er nun schon Befehlshaber jener preußischen Truppen, die in das napoleonische Heer eingegliedert worden sind. Seine Aufgabe war es, mit diesen Soldaten zwischen Königsberg (heute Kaliningrad) und Riga den Vormarsch des Franzosenkaisers zu sichern, der über Vilnius, Smolensk und Borodino nach Moskau zog. Trotz seines Hasses auf Napoleon hat er diesen Auftrag bisher gewissenhaft ausgeführt. Sein König wollte es so, und widerspruchsloser Gehorsam und absolute Ergebenheit gegenüber dem König sind für ihn die höchsten Tugenden. Sein Denken und Handeln wurde stets durch den Treueeid bestimmt, den er Friedrich Wilhelm III. geleistet hat.

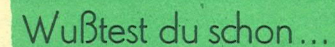
Aber ihm kamen auch Zweifel! Die napoleonische Armee wurde geschlagen und befindet sich auf der Flucht. Soll er befehlsgemäß ihren Rückzug decken und dabei seine Soldaten opfern? Ist nicht vielmehr der Augenblick gekommen, die verhaßte napoleonische Fremdherrschaft endlich abzuschütteln? Sein König wünscht das nicht und wäre damit gewiß nicht einverstanden. Preußens Bevölkerung aber erwartet von ihm das Signal zum Befreiungskampf.

Fast alle seine Soldaten und viele Offiziere kämpften von Anfang an nur widerwillig an der Seite Napoleons. Jetzt aber, von Kosaken ständig bedrängt, durch schlechte Verpflegung geschwächt und von Kälte zermürbt, verlassen sie ihre Regimenter zuhauf und verbrüdern sich offen mit den russischen Truppen.

Und schließlich wurde auch der Einfluß jener patriotisch gesinnten Offiziere und Politiker immer stärker, die aus Protest gegen das Zusammengehen des Preußenkönigs mit Napoleon bereits vor Jahresfrist ihr Vaterland verlassen hatten. In Moskau haben sie das „Komitee für deutsche Angelegenheiten" gegründet und begonnen, den Befreiungskampf von Rußland aus zu organisieren. Oft waren sie zu ihm gekommen, um an seine Ehre und Vaterlandsliebe zu appellieren und um ihn aufzufordern, mit Napoleon zu brechen – notfalls auch über den Kopf seines Königs hinweg.

So war es auch in den gestrigen Abendstunden gewesen. Im Auftrag dieses Komitees sowie des russischen Generals Diebitsch hatte ihn der Major Carl von Clausewitz noch einmal bedrängt, den sinnlosen Kampf aufzugeben. Er hat Dokumente und Briefe vorgelegt, aus denen das schändliche Verhalten Friedrich Wilhelms III. seinen Soldaten und seinem Volk gegenüber deutlich hervorging.
Das gab den Ausschlag! Nach wochenlangem Zögern hat er sich entschieden. „Ihr habt mich!" sagte er zu Clausewitz. „Die preußischen Truppen stellen den Kampf gegen Rußland ein!" Dabei weiß er, daß dieser Schritt für ihn und auch seine Familie verhängnisvolle Folgen haben kann, denn er kennt seinen König. Aber trotzdem stellt er das Wohl des Vaterlandes über alle persönlichen Bedenken.
Ein helles Trompetensignal reißt den General aus seinen Gedanken. Vor ihm liegt die Podscheruner Mühle bei Tauroggen, das russische Stabsquartier und Ziel seines Ritts. Etwas steifbeinig vom langen Sitzen im Sattel steigt Yorck vom Pferd und geht General Diebitsch entgegen, der soeben aus dem Hause des Müllers tritt. Wie lange erwartete Gäste begrüßt dieser die preußischen Vertreter und geleitet sie in sein Quartier. Dort ist schon alles vorbereitet. Erwartungsvoll haben sich die preußischen und russischen Stabsoffiziere im größten Raum des Hauses versammelt. Auf dem klobigen Tisch liegt ein Schriftstück, das nun General Yorck zur Hand nimmt und aufmerksam Wort für Wort liest.
Es ist jener Vertrag, der einmal in die Geschichte als die „Konvention von Tauroggen" eingehen wird. Darin verpflichtet sich das preußische Heer, aus dem Krieg gegen Rußland auszuscheiden und an keinen weiteren Kämpfen gegen russische Truppen teilzunehmen. Der Federkiel knirscht, als Yorck mit fester Hand seinen Namenszug neben die Unterschrift von Diebitsch setzt. Durch einen kräftigen Händedruck besiegeln beide Generale die getroffene Vereinbarung. In diesem Augenblick ahnt noch keiner der Anwesenden, daß dieser Händedruck gleichzeitig der Beginn einer deutsch-russischen Waffenbrüderschaft sein sollte, die sich im folgenden Befreiungskrieg tausendfach bewährte.
Wenige Stunden später bereiten die preußischen Truppen ihrem General einen begeisterten Empfang. Jubelnd schwenken sie ihre Waffen, werfen ihre Mützen in die Luft, und noch bis in die späte Nacht hinein erschallen die Hurrarufe der Soldaten und Offiziere auf den Lagerstraßen.
Wenige Tage später aber weiß ganz Preußen von den Vorgängen in Tauroggen. Der Name Yorcks ist in aller Munde, und vielfältig äußern sich Anerkennung und Begeisterung. So schreibt Ernst Moritz Arndt das aufrüttelnde Gedicht „Auf! Auf! Gekommen ist die Zeit, es fällt der bunte Drache!", und Ludwig van Beethoven komponiert für die preußischen Soldaten den „Yorckschen Marsch". (Ihr könnt ihn noch heute hören, denn er ist zum Präsentiermarsch unserer Nationalen Volksarmee geworden.)
Der König von Preußen bietet in seinem Berliner Schloß gerade dem französischen Gesandten Saint Marsan und dem Marschall Augereau weitere Truppeneinheiten für den Wiederaufbau der napoleonischen Armee an, als mit ernster Miene der königliche Generaladjutant das Kabinett betritt. Er salutiert und händigt dem König die soeben eingetroffene Meldung über die in Tauroggen abgeschlossene Konvention aus. „Da möchte einen ja der Schlag rühren! Das ist hundsföttischer Verrat!" fährt dieser wütend auf. „Dieses Natterngeschmeiß!" beschimpft er General Yorck und seine Offiziere. Sofort läßt Friedrich Wilhelm III. bekanntmachen, daß Yorck abgesetzt ist, vor ein Kriegsgericht gestellt wird und der abgeschlossene Vertrag keine Gültigkeit besitzt. Durch Eilkurier sendet er eine Botschaft an Napoleon, in der er unterwürfig erneut seine Ergebenheit versichert.
Aber vergebens! General Yorck hat durch seine mutige Tat das Kampfsignal gegeben. Vom Osten ausgehend erhebt sich überall in Preußen die Bevölkerung gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Das Land ist in Bewegung geraten. Und Friedrich Wilhelm III., von dem Friedrich Engels einmal sagte, daß er einer „der größten Holzköpfe gewesen sei, die je einen Thron geziert", vermag diese Bewegung nicht mehr aufzuhalten. Gegen seinen Willen beginnt 1813 der Befreiungskrieg.
1979 – Deutsche Demokratische Republik. 220. Wiederkehr des Geburtstages von Hans David Ludwig Yorck von Wartenburg.
Vor dem Denkmal des Generals erklingt der Yorcksche Marsch. Am Fuße des Denkmals wird ein Kranz niedergelegt. So ehren wir einen Soldaten unseres Volkes, der in entscheidender Stunde und auf verantwortlichem Posten ein Beispiel für persönlichen Mut, für Vaterlandsliebe und Patriotismus gegeben hat.





daß in Kokosnüssen manchmal ebensolche Perlen wie in Muscheln zu finden sind? Eine chemische Analyse zeigte, daß sie aus kohlensaurem Kalzium mit einem kleinen Zusatz organischer Stoffe bestehen.



daß im tropischen Afrika die Einwohner oft bestimmte Leuchtkäfer benutzen, um ihren Weg zu beleuchten? Dafür befestigen sie die Insekten entweder an den Knöcheln der Füße oder sie tragen sie in einem Mullbeutel. Die Frauen stecken diese Käfer anstelle von Schmuck in ihr Haar.



daß als ältestes Herbarium der Welt eine Wandmalerei in einem der Thebener Tempel in Ägypten gilt, wo 275 verschiedene Pflanzen abgebildet sind? Die Malerei geht auf das Jahr 1450 v. u. Z. zurück.



daß in der wissenschaftlichen Forschungsorganisation zur Entwicklung der Haustiere in Edinburgh Versuche unternommen werden, ein Schafschwein zu züchten? Die Wissenschaftler wollen von dem neuen Haustier nicht nur Schinken und Wurst, sondern auch gute Wolle bekommen. Ein gewöhnliches Schaf aufzuziehen dauert 154 Tage, aber für das Schafschwein genügen 112 Tage.

daß das Kamel zu den wenigen Tieren gehört, die nicht schwimmen können? Es versinkt wie ein Stein im Wasser.

daß die Boxerkrabbe, die bei den Inseln von Hawai lebt, in jeder Schere lebende Seeanemonen trägt, mit deren Hilfe sie die Feinde bekämpft? Den getöteten Feind frißt die Krabbe, nachdem sie ehrlich mit den Anemonen geteilt hat, auf.



daß es auf der Erde etwa 125 000 Arten von Mollusken gibt? Sie schwimmen, gleiten, kriechen, graben sich in die Erde, leben auf dem Lande, im Meer und im Süßwasser, im Gebirge und in Spalten, unter Steinen und auf Bäumen. Die größten Arten erreichen einen Meter Länge, einige sogar noch mehr, die kleinsten sind nicht größer als Zuckerkörnchen.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener

6 aus 49

Kraah – kraah – jetzt muß ich erst mal ein bißchen verschnaufen! Natürlich weiß ich, wo der Tierpark in Berlin ist. Aber der Flug über die vielen neuen Hochhäuser hat mich ganz schön außer Puste gebracht. Und außerdem will ich ja nicht in den Tierpark, sondern in die Nähe zu einem Haus, in dem Pioniere wohnen, die ich unbedingt kennenlernen möchte.
Ich setze mich auf den obersten Ast der Rotbuche am Eingang des Tierparks und krächze ein wenig mit meinen Artgenossen über dies und das. Und was sehr freundlich von ihnen ist: Sie krächzen mir den genauen Weg, den ich fliegen muß. Danke, ich weiß Bescheid.
Zuerst wollte ich mich unbemerkt auf den Blumenkästen eines Balkons niederlassen, aber da stand doch unten vor dem Hauseingang eine Schar Kinder, die mir etwas zuriefen und winkten. Ich setzte zum Sturzflug an und landete auf dem Kopf des größten Mädchens.
„Reporter Droll", stellte ich mich vor und wippte fröhlich mit dem Schwanz. Die Kinder lachten. „Kennen wir doch!" – „Hallo, endlich!" – „Siehst ganz schön matt aus!" – „Hast du Zeit mitgebracht?"
Das Mädchen nimmt mich behutsam von ihrem Kopf, setzt mich auf die Schulter und sagt ziemlich energisch: „Nun eins nach dem anderen. Ich bin Regina Franke und das hier sind die Tüchtigsten aus unserem Haus, sechs von neunundvierzig! Es gibt eine Menge zu erzählen, kannst du dir alles merken?"

Ich nicke gelassen. Kraah! Und dann ging's los. Ab in den Keller!
Wöchentliche Altstoffsammlung im Haus Franz-Mett-Straße in Berlin-Lichtenberg. Kette gebildet, im Nu Papier gebündelt, Flaschen und Gläser sortiert, an den Türen geklingelt, eingesammelt und wieder in den Keller. Ich sage euch, da blieb keine Flasche verschont, kein Stückchen Papier ging verloren – alles wandert ordentlich zur Abnahmestelle. Von ihrem Altstofferlös spendeten die Pioniere schon mehrfach auf das Solidaritätskonto einen hohen Anteil. Das läßt sich hören!
Nach einer guten Stunde sitzen wir gemütlich in Reginas Zimmer. Ich lasse mich auf dem Fernseher nieder und nun legen sie los:
„Was du heute erlebt hast, ist nur ein bißchen von dem, was wir machen. Wir, das ist die Kinder-HGL in unserem Haus."



„Bitte, was für ein Ding?"
„Na, die kleine Hausgemeinschaftsleitung. Wir haben doch noch eine große HGL, da arbeiten unsere Eltern mit."
„Wir sind hier so etwas wie eine Familie, verstehst du? Da hilft einer dem anderen."
„Bei uns gibt es Frühjahrsputz, wir halten unsere Vorgärten in Ordnung, seitdem wird auf unseren Grünanlagen nicht mehr herumgetrampelt."
„Die Schmierereien an den Hauswänden sind auch weniger geworden. Wir haben mit den ‚Malern' ein ernstes Wörtchen geredet, auch mit den Eltern. Das war ganz schön schwierig, aber es klappt besser!"
Ich staune. So etwas! Also hat man mir doch nicht zuviel erzählt.
„Und wird bei euch nur gearbeitet?"
Karola lacht: „Wir haben da noch ganz andere Sachen auf der Rolle."
Olaf unterbricht: „Außerdem machen wir auch in der Freizeit etwas anderes zusammen, mit allen Pionieren, versteht sich!"
Volkmar: „Wir waren schon zweimal gemeinsam im Pionierpalast, besuchten eine Feuerwache, es gab Weihnachtsfeiern und für jeden unserer Freunde zum Geburtstag einen Glückwunsch."
Und Regina, zukünftige Lehrerin, noch Studentin, die Vorsitzende der Kinder- oder der „kleinen" HGL: „Durch unsere Kinder-HGL haben sich alle in unserem großen Haus besser kennengelernt ,und die Älteren sagen, seitdem es uns gibt, sind die Kinder freundlicher geworden."
Ich fliege Olaf auf die Schulter: „Kraaah, ihr seid großartig! Darüber werde ich berichten. Pioniere können ganz schön viel tun!"
Es ist schon dunkel geworden. Ich muß in die FRÖSI-Redaktion. Wir sagen uns „Tschüß!", natürlich mit einem gegenseitigen Dankeschön, Thomas öffnet das Fenster, und ich fliege hinaus. Über die Dächer der großen Stadt, in der so viele dufte Pioniere wohnen.

Zeichnung: Jürgen Schumacher
Fotos: Paul Glomm
Notiert von Ulla Brocke



Kommt mit zur großen Kreuzfahrt durch unser Land mit dem „Frösi"-Reisebüro „Pionierexpedition – immer bereit!" Zu gewinnen sind: Freifahrscheine für insgesamt 1982 Bahnkilometer kreuz und quer durch unsere Republik.

Achtung, Mitreisende!

Hallo, Leute! Hier spricht Tüte! Nehmt den Bleistift, holt Atlas, Lexikon und Lupe. Ölt den Grips und poliert die kleinen grauen Zellen.
Wir kurven jetzt per Tüte-Super-Bus durch acht geheimnisvolle Kreuzfahrt-Seiten. Jede Seite stellt euch kreuzknifflige Aufgaben. Da sind Fragen zu beantworten, Textstellen zu ergänzen und happige Probleme zu packen.
Der Tipschein jeder Seite serviert euch dazu numerierte Auswahllösungen. Auch falsche! Kreuzt die richtigen immer an. Was am Ende mit all diesen Lösungen passiert, verraten wir auf Seite 24. Alles klar? Dann bitte Platz nehmen, anschnallen und Pupillen putzen. Es geht los!

Eintrittskarte

für die einzige Naturbühne der DDR unter der Erde. Sie befindet sich in der Rübeländer Baumannshöhle im ...

Garderobenmarke

für das höchste Restaurant in der DDR. Mit Tischkarussell! Es ermöglicht seinen Gästen in 60 Minuten einen Rundblick über die ganze Stadt. Das Restaurant thront auf dem Fernsehturm in ...

Platzkarte

zur Fahrt mit dem größten Schiffsfahrstuhl der Erde, dem Schiffshebewerk in ... am Oder-Havel-Kanal. In fünf Minuten überwinden Schiff und Schiffspassagiere 36 m Höhenunterschied.

Gutschein

für eine Hafenrundfahrt in unserem Überseehafen in ...

Fotoerlaubnis

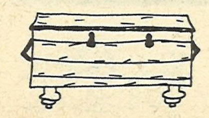
für den ältesten Zoologischen Garten der DDR (gegründet 1861). Er befindet sich in der Nähe des Hygiene-Museums in ...

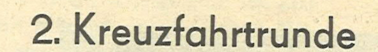
Freifahrschein

zur Besichtigung der mit Häusern überdachten Krämerbrücke in ... Es ist die einzig erhaltene Brücke dieser Art in der DDR.

Kreuzt die in den Texten fehlenden sechs Orte auf dem Tipschein an.

1 Berlin Hauptstadt der DDR	2 Elbsandsteingebirge	3 Niederfinow	4 Dresden	5 Schwerin	6 Saßnitz	7 Harz	8 Oranienburg
9 Erzgebirge	10 Weimar	11 Rostock	12 Heringsdorf	13 Magdeburg	14 Suhl	15 Erfurt	16 Torgelow

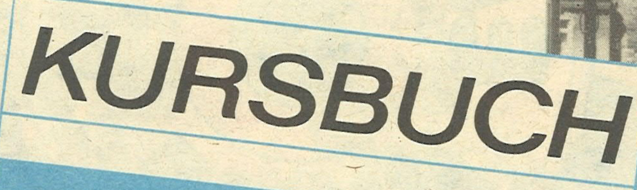


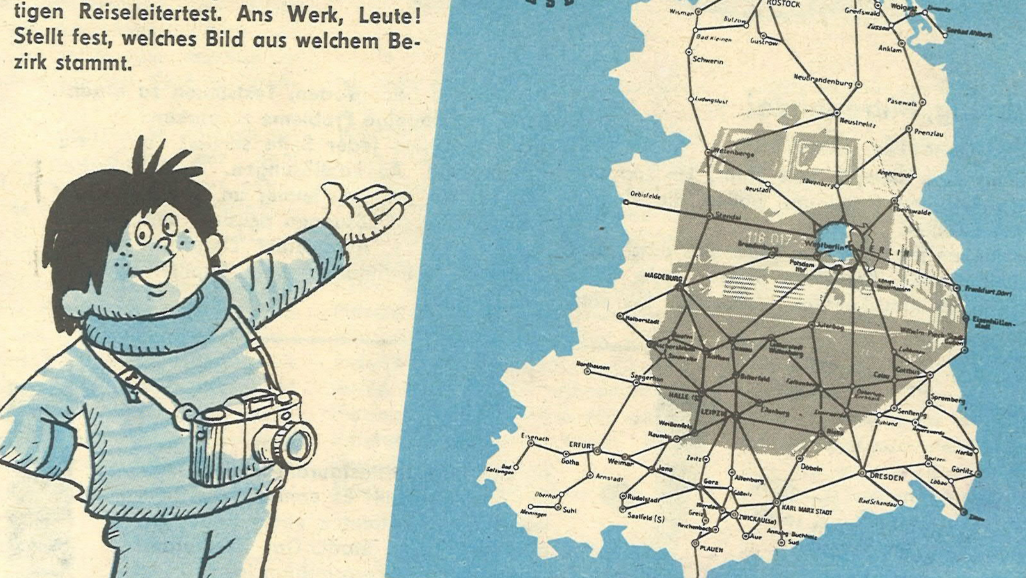


2. Kreuzfahrtrunde

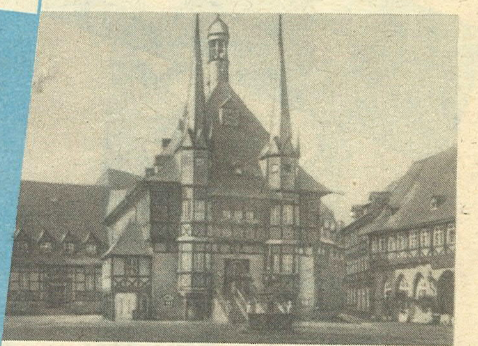
Reiseleiter gesucht

Hier wird für eine DDR-Nord-Süd-Sonderfahrt ein besonders pfiffiger Reiseleiter gebraucht. Dringend! Wollt ihr euch bewerben? Dann beweist, daß ihr euch auskennt in unserm Land und wißt, wo Sehenswürdigkeiten stecken.
Einige davon stelle ich euch hier vor. Buntgemixte Tüte-Schnappschüsse. Ein Fotococktail sozusagen. Für einen zünftigen Reiseleitertest. Ans Werk, Leute! Stellt fest, welches Bild aus welchem Bezirk stammt.





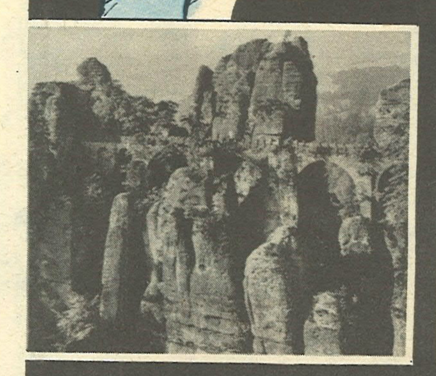
Zinnaer Tor in Jüterbog



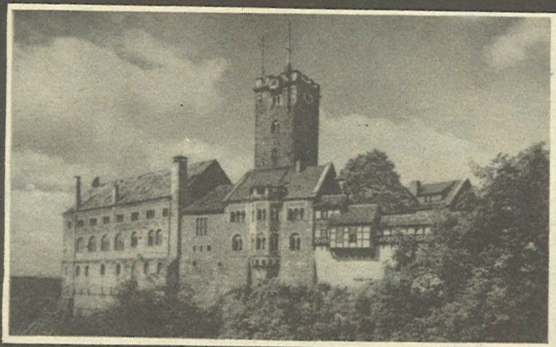
Rathaus Wernigerode



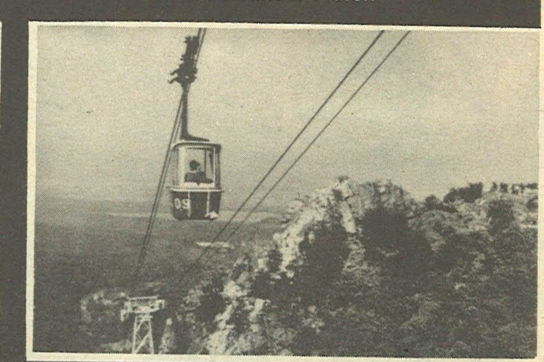
Stralsunder Hafen



Bastei



Wartburg



Schwebebahn zum Hexentanzplatz

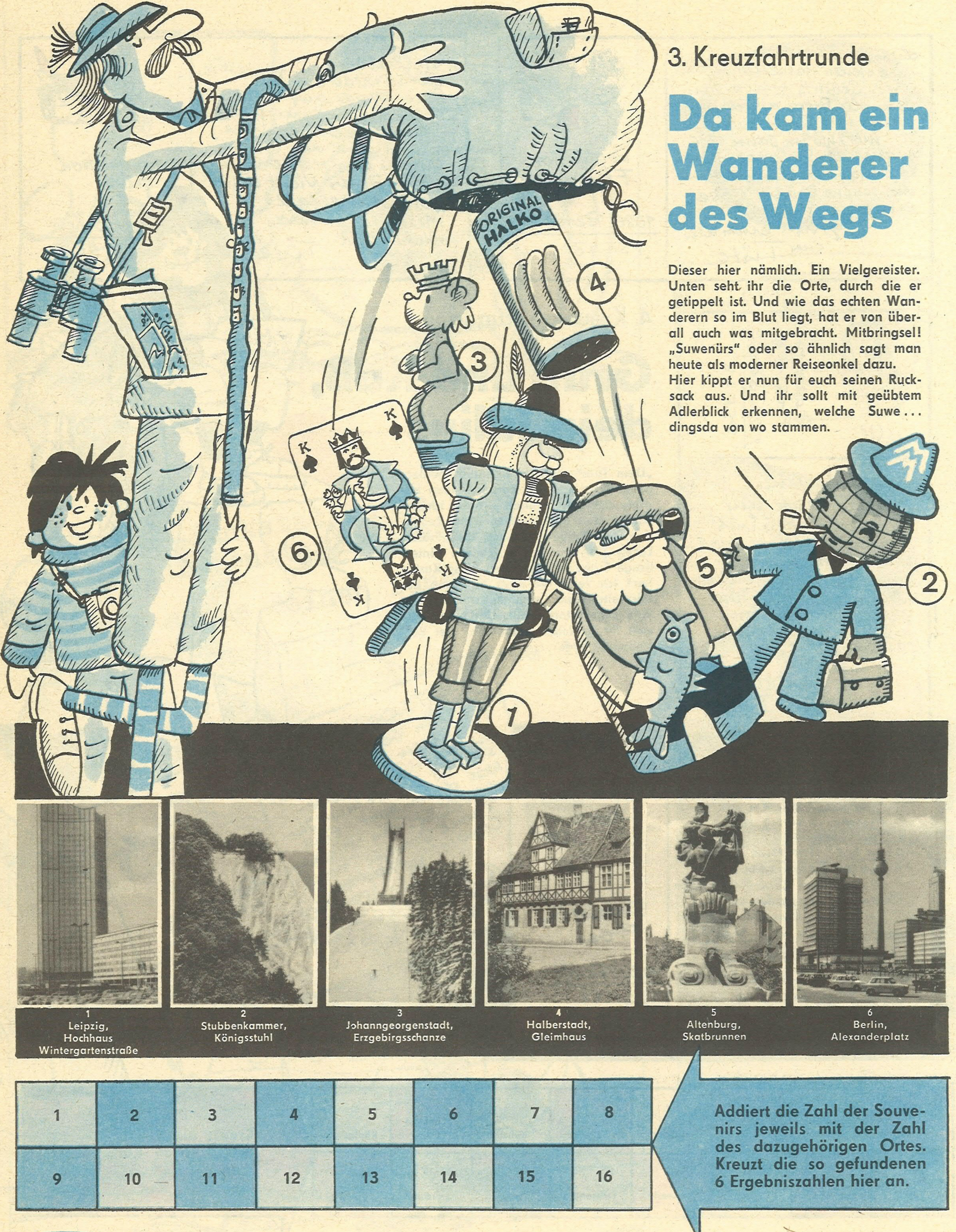
Kreuzt die Nummern der 6 Bezirke an, von denen oben Sehenswürdigkeiten vorgestellt werden.

1 Rostock	2 Schwerin	3 Neubrandenburg	4 Magdeburg	5 Potsdam	6 Frankfurt (Oder)	7 Berlin Hauptstadt der DDR	8 Halle
9 Erfurt	10 Cottbus	11 Leipzig	12 Dresden	13 Karl-Marx-Stadt	14 Gera	15 Suhl	

3. Kreuzfahrtrunde

Da kam ein Wanderer des Wegs

Dieser hier nämlich. Ein Vielgereister. Unten seht ihr die Orte, durch die er getippelt ist. Und wie das echten Wanderern so im Blut liegt, hat er von überall auch was mitgebracht. Mitbringsel! „Suwenürs" oder so ähnlich sagt man heute als moderner Reiseonkel dazu. Hier kippt er nun für euch seinen Rucksack aus. Und ihr sollt mit geübtem Adlerblick erkennen, welche Suwe... dingsda von wo stammen.



1 Leipzig, Hochhaus Wintergartenstraße

2 Stubbenkammer, Königsstuhl

3 Johanngeorgenstadt, Erzgebirgsschanze

4 Halberstadt, Gleimhaus

5 Altenburg, Skatbrunnen

6 Berlin, Alexanderplatz

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16

Addiert die Zahl der Souvenirs jeweils mit der Zahl des dazugehörigen Ortes. Kreuzt die so gefundenen 6 Ergebniszahlen hier an.

Liebe Zurückgebliebenen!
Habe steilen Basaltfelsen im Kreis Sebnitz erklommen. Oben olle Burg mit Festungsmauer und Tiefbrunnen. Von hier, wo im Jahre 1716 August der Schlappe – Verzeihung: der STARKE! – die schöne Gräfin Cosel eingesperrt hat,
grüßt Euch alle
Euer Tüte



Redaktion
FRÖSI

1026 Berlin
PSF 43

Hollido!
Hier ist wieder Euer Kraxeltüte. Sitze gerade auf einem der 2028 Zuschauerplätze in der Felsenbühne am Fuße der Bastei, genau am rechten großen Zeh. Nicht weit vom Amselfall.
Mehr fällt mir nicht ein.
Tüte



Redaktion
Frösi
Berlin
F 43



Redaktion
Frösi
1026 Berlin
PSF 43

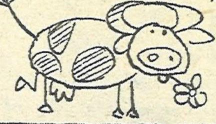
Hallo, Berliner!
Wandle heute auf Gotthold Ephraims Spuren. Auf Lessings, meine ich. In dieser Lausitzer Stadt hat er als Baby in der Wiege geschaukelt. Vom hiesigen Lessing-Museum (Vorderseite!) am Leninplatz
grüßt Euch
wieder Euer Tüte

4. Kreuzfahrtrunde

Gruß und Kuß, dein Julius

„Dein Tüte" muß es eigentlich heißen, denn diese schicken Karten – man beachte den Schönschrieb – habe ich geschickt. Von unterwegs. An die Redaktion. Mit Grüßen an euch, die „Frösi"-Leser. Und nun stelle ich die hinterlistige Frage: Wo kommen diese Karten her? Ich zeige sie auch bloß von der Rückseite. Vorn ist nämlich immer ein Foto vom Tatort drauf. Und eben den sollt ihr ja selbst entdecken. Viel Vergnügen!

WUSSTET IHR SCHON,
daß die alten Raubritter von der Burg Wildenstein in der Sächsischen Schweiz KÜHE geklaut haben??? Ja, haben sie! Und hier in diesem mächtigen Felsentunnel, nicht weit vom Lichtenhainer Wasserfall, da haben sie die Kühe dann immer versteckt. Daher der NAME dieses Felsentünnels.

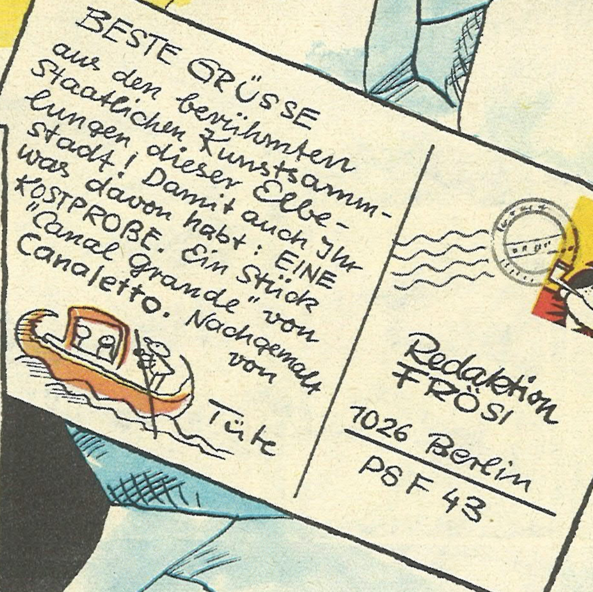


Gruß
Tüte



Redaktion
Frösi

1026 Berlin
PSF 43


BESTE GRÜSSE
aus den berühmten Staatlichen Kunstsammlungen dieser Elbestadt! Damit auch Ihr was davon habt: EINE KOSTPROBE. Ein Stück „Canal Grande" von Canaletto. Nachgemalt von
Tüte

FRÖSI

Redaktion
FRÖSI
1026 Berlin
PSF 43

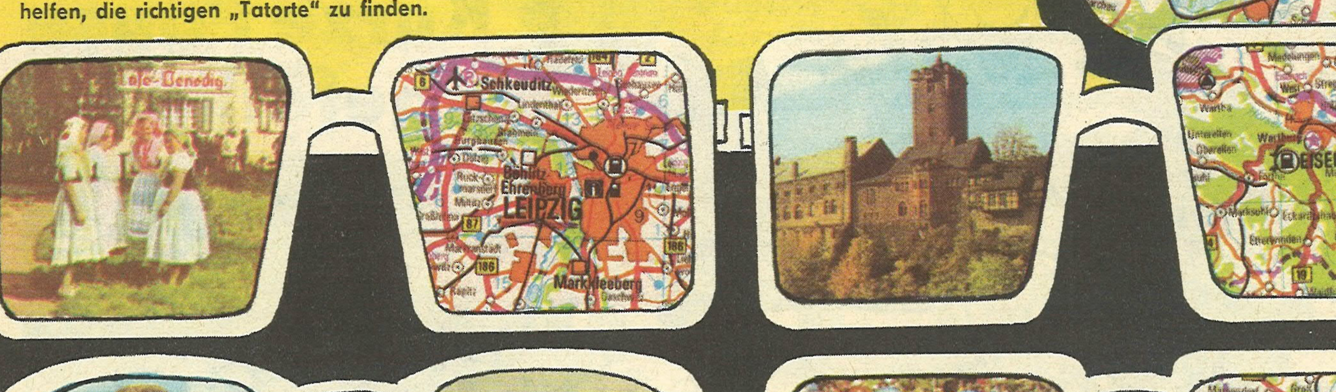
1 Rathen	2 Naumburg (Saale)	3 Stolpen	4 Potsdam	5 Kamenz	6 Kuhstall	7 Frankfurt (Oder)	8 Königstein
9 Herrmannshöhle	10 Bad Kösen	11 Riesa	12 Schwerin	13 Ochsenthal	14 Dresden	15 Parchim	16 Warnemünde

Kreuzt die 5 Orte an, von denen diese Karten kommen.

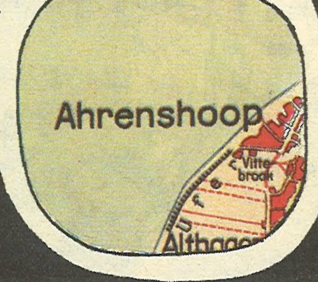
5. Kreuzfahrtrunde

Wer schielt denn da?

Einen Test haben wir gemacht. Meine Idee! Einen Test mit Brille. Wir legten acht Leuten DDR-Ansichtskarten vor. Sie mußten mit einem Auge die Ansicht betrachten und mit dem anderen den „Tatort“ auf einer Landkarte anpeilen. Hier das Ergebnis:
Drei haben es richtig gemacht. Beifall bitte! Die übrigen haben geschielt. Mit dem Landkartenauge. Recht happig sogar.
Diese fünf sollt ihr erwischen und ihnen helfen, die richtigen „Tatorte“ zu finden.











Denkt euch an Stelle der 5 falschen Kartenausschnitte die richtigen Ortsbestimmungen. Kreuzt sie hier an!

1 Eberswalde	2 Rostock	3 Silberblick	4 Oybin	5 Sächsische Schweiz	6 Rheinsberg	7 Quassel	8 Karl-Marx-Stadt
9 Harz	10 Dresden	11 Käselow	12 Bernau	13 Spreewald	14 Thalheim	15 Wasser-suppe	16 Zwickau



6. Kreuzfahrtrunde

Kurze Pause gefällig?

Zum Schweiß abtupfen? Bitte sehr! Ihr erholt euch, und ich mache ein bißchen Pausensport. Ich jongliere! Mit lauter ulkigen Dingen. Laßt die Beine ruhig baumeln und guckt mir mal zu.
Acht von diesen komischen Sachen, die hier durch die Botanik kullern, fehlen nämlich in den Lücken der acht Randwörter. Und wer die richtigen Dinge bei den Fragezeichen einordnet, kann aus den Lückenwörtern recht bekannte Städtenamen machen.
Kleiner Fisch? Na ja, von wegen der Pause.

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16

Zieht von der Lückenwort-Zahl die Zahl des dazugehörigen Gegenstandes ab. Kreuzt die so gefundenen acht Ergebniszahlen hier an (z. B. 11 – 2 = 9)

7. Kreuzfahrtrunde

Verzeihung!

Ich bin richtig geklatscht. Ehrlich! Die Tinte ..., die Feder ..., der Füller ... Weiß der Teufel, wer schuld ist. Jedenfalls habe ich gekleckert. Na, so ein Pech! Nun wißt ihr gar nicht, wo, wer, was war. Oder doch?

Der letzte ... auf dem Gebiet der DDR wurde 1979 bei Alt-Stahnsdorf, Kreis Beeskow, in freier Wildbahn beobach... und erlegt.



Im Jahre 1709 stellte J. F. Böttger das erste weiße Porzellan in Europa her. Seine Erfindung ermöglichte ein Jahr danach in der Elbestad... die Gründung der ersten europäischen Porzellanmanufaktur, die heute Weltruf besitzt.



UHREN aus ... an der Müglitz sind weltbekannt. Der Name dieser Stadt steht auf jeder in der DDR hergestellten Armbanduhr. Und doch wissen nur wenige Leute, daß dort schon 1878 die erste deutsche UHRMACHERSCHULE gegründet wurde.

IHR WISST ES JETZT!

Beim I. Pioniertreffen in ... im Jahre 1952 wurde unse... Pionierorganisation der verpflichtende Name "ERNST THÄLMANN" verliehen. Diese Stadt ist im August 1982 erneut Gastgeber für das VII. Pioniertreffen.



Im Jahre 1837 fand auf der ..., die Dresden, Riesa und Magdeburg durchfließt, die erste Fahrt mit einem DAMPFSCHIFF statt.

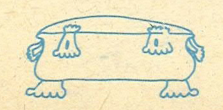


Die erste bergbautechnische HOCHSCHULE der Welt wurde 1765 am Nordfuße des Erzgebirges in der sächsischen Stadt ... gegründet.



Kreuzt die Wörter an, die durch Tütes Kleckserei verdeckt werden.

1 Glashütte	2 Wolf	3 Havel	4 Meißen	5 Freiberg	6 Uhrsleben	7 Heidenau	8 Ludwigsfelde
9 Elefant	10 Dresden	11 Leuna	12 Saalfeld	13 Warnemünde	14 Elbe	15 Spree	16 Dinosaurier



8. Kreuzfahrtrunde

Endspurt!

Tief Luft holen zur alles entscheidenden Runde. Zwei Aufgaben werden euch noch gestellt.

1.

AUFGABE EINS

Addiert alle angekreuzten Zahlen der Seiten 17 bis 23. Das sind insgesamt 42 Zahlen. Summe merken!
Nehmt eine Postkarte. Schreibt Namen, Adresse und Alter in den Absenderraum. Malt darunter eine Lokomotive und schreibt die errechnete Lösungszahl dort hinein.
Wer die richtige Zahl gefunden hat, ist Anwärter auf einen Freifahrschein über ebensoviele Bahnkilometer – wenn, ja wenn auch die 2. Aufgabe der Endrunde erfüllt wird. Hier ist sie:



2.

AUFGABE ZWEI

Wir haben euch bei diesem Preisrätsel zweiundvierzig Fragen gestellt. Zweiundvierzig Fragen zur „Pionierexpedition – immer bereit" kreuz und quer durch unsere Heimat. Sicher habt ihr alle gelöst. Aber – gibt es nicht täglich, ja stündlich neue Fragen? Gerade jetzt in unserer Expeditionszeit?
Ihr steht vor einem Leuchtturm und denkt vielleicht: Braucht man den noch? Haben Leuchttürme nicht längst einen Rauschebart?
Ihr guckt in den Himmel und fragt euch: Sieht ein Stern eigentlich wirklich wie ein Stern aus? So mit Zacken?
Ihr seht euch im Wald um und überlegt: Wer, verflixt noch einmal, heilt wohl die kranken Bäume?
Fragen über Fragen. Dutzende auf Schritt und Tritt. Nehmt darum jetzt die Vorderseite eurer Postkarte. Schreibt an „Frösi" Fragen der Neugier! Was wollt ihr ganz genau wissen? Was möchten eure Freunde, eure Eltern, was Oma und Opa erfahren? „Frösi"-Experten werden eure Fragen beantworten.

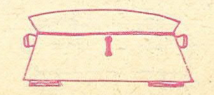






Zeichnungen: Richard Hambach

Wir erwarten also eure Lösungszahl und eure Fragen. Sendet die Postkarte bis zum 30. Januar 1982 an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.
Außer Freifahrscheinen halten wir noch viele schöne Preise bereit.



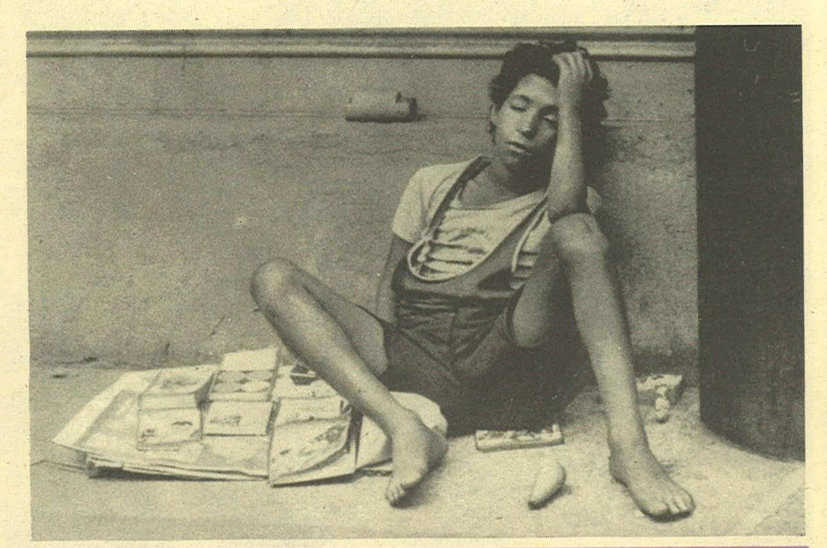
300 Millionen Kinder besuchen keine Schule

Pedro lebt in Bolivien. Er ist elf Jahre alt. Jeden Morgen zieht er mit seinem Schuhputzkasten in eine der Straßen von La Paz, dem Regierungssitz des Landes, und wartet auf Kunden. Viel ist mit Schuheputzen nicht zu verdienen, doch es hilft, die Familie zu ernähren. Er hat noch sechs Geschwister. Wenn Pedro keinen Kunden zu bedienen hat, beobachtet er die Autos, die sich ihren Weg durch das Verkehrsgewühl bahnen. Manchmal wirft einer der Vorübergehenden achtlos eine Zeitung weg, dann schaut Pedro sich die Bilder darin lange an. Am meisten freut er sich, wenn er eine Illustrierte findet. Lesen kann Pedro nicht.

Auf der VII. Regionalkonferenz der UN-Organisation für Erziehung, Wissenschaft und Kultur (UNESCO) für Lateinamerika im März 1981 in Mexiko wurde festgestellt, daß gegenwärtig von 330 Millionen Lateinamerikanern 103 Millionen weder lesen noch schreiben können. 34 Millionen Kinder haben keine Möglichkeit zum Schulbesuch.

Pedro wünscht sich oft, die Schrift unter den Bildern lesen zu können, doch für ihn ist ein Schulbesuch ausgeschlossen. Papier und Bleistifte, vor allem aber die Schulbücher sind sehr teuer. Seine Eltern verdienen nicht einmal genug, um Pedro und seine Geschwister ordentlich zu ernähren.

Fotos: ADN/ZB



Anstatt in der Schule zu sitzen, muß dieser Junge auf einer Straße in Rio de Janeiro Zeitungen und Bücher verkaufen.

Satchanasai lebt in Thailand. Sie ist sechs Jahre alt. Täglich muß sie zusammen mit anderen Mädchen zwölf, manchmal sogar vierzehn Stunden am Tage arbeiten. Sie wickelt Bonbons ein. Lohn bekommt sie dafür nicht, nur Schläge. Auch sie kann nicht zur Schule gehen.

3,5 Millionen Kinder werden in dem südostasiatischen Land wie Sklaven ausgebeutet. Bitterste Armut zwingt vor allem Bauernfamilien, ihre Kinder für jährlich umgerechnet einhundert bis zweihundert Mark an sogenannte Arbeitsvermittler zu verkaufen. Die Mädchen und Jungen werden häufig geschlagen und bleiben in den meist engen Fabrikräumen Tag und Nacht eingesperrt.



Zwölfjährige Mädchen in einer Plastikfabrik Thailands, die bis zu zwölf Stunden arbeiten, ohne Lohn zu erhalten.

In Nikaragua lebt José, zwölf Jahre alt. Erst vor zwei Jahren hat in seinem Land das Volk gesiegt. Seither ist viel geschehen. Eine der ersten Maßnahmen der Volksregierung war der „Feldzug gegen die Unwissenheit" – 53 Prozent aller Nikaraguaner konnten weder lesen noch schreiben. Über 170 000 Alphabetisatoren waren im Land unterwegs, um Kinder und Jugendliche, Erwachsene und Greise das Alphabet zu lehren.
José gehört zu den Kindern, die in einer der vielen Schulen weiterlernen können, die nach dem Sieg der Revolution gebaut worden sind.
Das Beispiel von José zeigt, und es ließen sich weitere aus Äthiopien, Angola, Afghanistan und Moçambique nennen, daß überall dort, wo das Volk die Macht übernahm, Bildung kein Privileg einzelner bleibt, sondern es gehört zu den ersten Schritten nach der Revolution, die Bildungsmisere zu beseitigen.

Es gibt heute noch 800 Millionen Analphabeten auf der Welt. Portugal hat mit 27 Prozent die höchste offizielle Analphabetenrate Europas. In Italien besuchen 750 000 Kinder keine Schule. USA-Senator McGovern sagt zum eigenen Bildungswesen: „Unser Schulsystem hat aus 30 Millionen normal intelligenten Amerikanern Analphabeten gemacht, während es die künftige Elite der herrschenden Klassen in den weltberühmten, exzellenten und hocheffektiven Schulen und Universitäten ausbildet."

Es lohnt sich, angesichts der geschilderten Tatsachen, einmal gründlich über unsere Selbstverständlichkeiten nachzudenken!

Marina Doering

DIE WEISHEIT ALS GEFÄHRTE

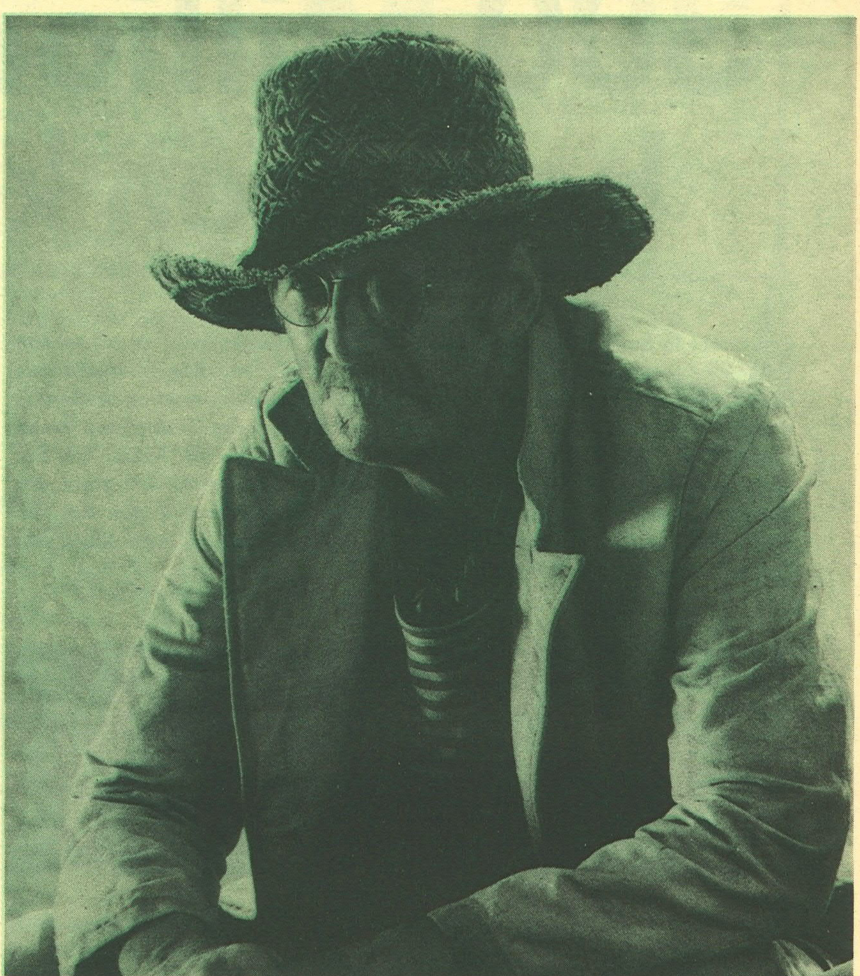
✱✱✱✱✱

Was denn, einer wird fünfundsiebzig, den wir alle kennen?! Da gibt's nur eins: Fröhlich sein und singen! Ich hab' ihn oft singen hören, den Erwin Geschonneck – in Hotelhallen, in Demonstrationszügen, in freundschaftlichen Runden. Überall dort, wo der Spaß Gleichgesinnter größer und stärker war als der Zeigefinger formaler Etikette. Erwin Geschonneck, Darsteller in vielen DEFA-Filmen und Fernsehspielen, ist ein fröhlicher Fünfundsiebziger, ein Kämpfer, ein Steher, ein Lebenskünstler in dem Sinne, daß die Jahre einen Inhalt haben müssen, ein erstrebenswertes Ziel, für das alle Anstrengungen lohnen. Für Erwin Geschonneck lautete und lautet dieses Ziel: seinen Zuschauern Freude zu bereiten mit der Darstellung von Menschen, deren Bekanntschaft lohnt, weil sie etwas von den Höhen und Tiefen dieses Lebens, dieser unserer Zeit erzählen können. Weil sie ihren inneren Reichtum aus eben diesem Leben beziehen und es gleichzeitig reicher machen durch ihre unverwechselbare Erfahrung, die im Kunstwerk mitgeteilt wird.

Erwin Geschonneck hat so viele unterschiedliche Rollen so gut gespielt, daß wohl jeder einen anderen, „seinen" Geschonneck in Erinnerung hat. Er war Kommissar im Spanienkrieg gegen die Franco-Faschisten („Fünf Patronenhülsen"), er half als Bergmann die „Fahne von Kriwoj Rog" durch die Nacht der nazibraunen Barbarei zu retten, er bewahrte als Häftling Krämer Standhaftigkeit in „Nackt unter Wölfen". Sein preußischer Oberst Ebershagen geriet am Ende des zweiten Weltkrieges mit dem „Gewissen in Aufruhr". Da ist sein heiratsschwindelnder „Lord vom Alexanderplatz", sein tragisch endender Friseur Kowalski in „Jakob der Lügner", und da sind seine Hauptrollen in „Karbid und Sauerampfer" sowie „Jeder stirbt für sich allein". Und natürlich die Kinder- und Jugendfilme! „Das kalte Herz", „Alarm im Zirkus", „Die Geschichte vom armen Hassan", „Wir kaufen eine Feuerwehr", „Der Untergang der ‚Emma'", „Tambari" ... ja, ja, ich hör schon auf, der Titel wäre so schnell kein Ende.

Erwin Geschonneck ist der Gestalter eines Heldentums, das wie selbstverständlich aus proletarischer Gewitztheit und klassenkämpferischen Erfahrungen erwächst und daher nacherlebbar, nachfühlbar wird. Kein Wunder: Dieser Mann ist sehr gründlich durch die einzige Schule gegangen, in der es keine Ferien gibt – die Schule des Lebens, die bei Geschonneck immer Klassenkampf hieß.

●



Der Flickschustersohn aus der Berliner Ackerstraße hat vom Arbeitslosen bis hin zum Kämpfer im Konzentrationslager alles erlebt, was ein Kommunist in dieser Zeit erleben mußte. Ob beim politischen Kabarett oder bei Agitationsauftritten für die Wahl Ernst Thälmanns im Jahre 1932; ob als deutscher Emigrant in Prag oder als Häftling in Sachsenhausen, Dachau und Neuengamme – Erwin Geschonneck hat aus den Erlebnissen einer ganzen Lebensepoche die Kraft und Souveränität gewonnen, Menschen auf der Bühne und im Film zu formen nach dem Bild seiner Klasse, den Idealen seiner Klasse. Mag sein, daß ihn die arbeitenden Menschen so sehr schätzen, weil er in seinen Rollen immer durchblicken läßt, daß er ihr Genosse ist.

Und als Genosse hat dieser fröhliche Fünfundsiebziger Schweres erlebt, überstanden, ungebrochen bewältigt: Erwin Geschonneck gehörte zu den wenigen Überlebenden, als der ehemalige Luxusdampfer „Cap Arkona" mit über 5 000 KZ-Häftlingen an Bord am 3. Mai 1945 in der Lübecker Bucht in Brand geschossen und versenkt wurde. Tragödie am Rande des nahen Friedens. Lebensrettender Zufall am Rande des zu Ende gehenden Krieges.

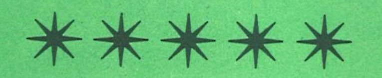
Eines der Erlebnisse gewiß, die ins Heute weiterwirken, wenn Erwin Geschonneck – und er tut das zu sehr vielen Gelegenheiten – sein Wort gegen Hochrüster und Neofaschisten erhebt und seine künstlerische Arbeit in seinem Heimatland DDR begreift als konsequente Arbeit für einen starken Sozialismus, in dem der Friedensgedanke alltägliche Politik geworden ist.



1949 holten Bertolt Brecht und Helene Weigel den Schauspieler ans Berliner Ensemble, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Ab 1955 spielt Erwin Geschonneck nur noch Film- und Fernsehrollen, er wird zu einem der beliebtesten Darsteller, wird nicht verschont vom Ruhm und bleibt doch der bescheidene und doch selbstbewußte Erwin, der nie vergißt, wo er hergekommen ist; Humor, Kraft und Urwüchsigkeit eines Mannes, in dessen Biografie sich viel abzeichnet vom Schritt des Jahrhunderts, in dem dieser Mann lebt.

Standpunkt und Einsicht, Standhaftigkeit und Lernbereitschaft, Kritik und Selbstkritik und: lebenslange Unruhe. Das sind die Kriterien, die Erwin Geschonneck sich selbst zum Maß eines sinnvollen Lebens erhob. Lassen wir ihn dazu selbst zu Wort kommen.

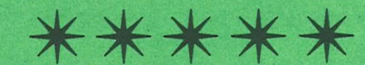
„Mein Leben war immer von Kämpfen erfüllt. Gegen unliebsame Menschen, die versuchten, mich von meinem politischen Wege abzubringen.



Gegen die Faschisten. Ich habe immer Front gemacht gegen Erscheinungen, die mir nicht gepaßt haben. Im KZ, in der Emigration kam es oft darauf an, etwas zu riskieren, sogar sein Leben zu wagen.
Auch später bin ich gegen Mißstände aufgetreten, gegen Dinge, die nicht in Ordnung waren. Das gehört zu meinem Leben als Kommunist. Kraft und Mut erwachsen dabei stets aus dem Erfolg für sich selbst und – das gehört unbedingt dazu – für die anderen, für die Gemeinschaft.
Stark haben mich meine Freunde werden lassen, die ich in der Jugend kennengelernt habe, bei den Arbeitersportlern und vorher, im Kommunistischen Jugendverband Deutschlands, dem KJVD. Die halfen mir, weil sie weiter waren als ich. Von zu Hause habe ich eigentlich wenig Wegzehrung mitbekommen. Wir kamen vor 1914 nach Berlin, Mutter starb bald danach, die Geschwister waren wesentlich älter als ich, und Vater blieb zeitlebens ein politisch recht uninteressierter Mensch, der seinem Militärdienst, dann seinem Schusterberuf und schließlich einem Wachamt nachging. ‚Ich dien' stand auf dem Koppelschloß und das war auch gleich die ganze Lebenshaltung. Ich selbst fand die Anleitungen zu einem sinnvollen Leben bei den Kommunisten. Ausschließlich die Familie als Kraftquell und Triebkraft zu sehen, hätte mir also wenig genützt. Der Mensch braucht die Kraft eines Kollektivs, er braucht Freunde, Gleichgesinnte, er braucht Vorbilder – die aber auf keinem Podest stehen dürfen, sondern mit beiden Beinen fest auf der gleichen Erde gehen müssen wie man selbst.
Ich fühle mich glücklich, daß ich noch – für meine Jahre – aus dem Vollen schöpfen kann. Kondition, das habe ich erfahren, kommt aus einem vernünftigen Leben, in dem man nicht Schindluder mit seiner Gesundheit und seinem Geist treibt, also menschlich denkt, sich nicht an dumme Dinge verschleißt, frühzeitig erkennt, was solche dummen Dinge sind und lernt, sich auf die wichtigen Fragen des Lebens und der Zeit zu konzentrieren."

●

Erwin Geschonneck wird fünfundsiebzig, ist mittendrin im besten Großvateralter, läuft aber stolz mit junger Frau und kleinem Sohn durch Berlins Zentrum und ist selber also jung geblieben – vor allem durch Arbeit. Popularität war ihm nie ein Kredit auf Dauer; er verfährt wohl mit seiner Beliebtheit mehr nach dem Prinzip: Wer sich auf seinen Lorbeeren ausruht, trägt sie an der falschen Stelle. Erwin Geschonneck ist in seiner Haltung so immer Arbeiter geblieben; jede Rolle ist wie ein Werkstück, das qualitätsgerecht bearbeitet sein will, geformt, geschliffen nach den Maßstäben realistischer, lebensnaher



Kunst, die Spaß und Erkenntnisgewinn bringen soll.
„Frösi" wünscht dem Jubilar alles Gute. Als Geschenk bringen wir den Wunsch mit, ihn noch sehr oft auf der Leinwand oder auf dem Bildschirm zu sehen. Übrigens hat er in den letzten Jahren in so manchem Kinderfilm der DEFA bewiesen, welch unverwechselbare Ausstrahlungskraft die Großväter des Kinos haben können, wenn gerade er sie spielt. Als wolle er euch, liebe Filmfreunde, aus vollem Herzen geben, was seinen eigenen jungen Jahren so fehlte. Über die Brillengläser funkelt die Strenge, die von den Freundlichkeiten des übrigen Gesichts wieder aufgehoben wird. Und staunen kann dieser Schauspieler in seinen Rollen! Das ganze Gesicht kann er zu einem wahrlich bezaubernden Fragezeichen formen – und ist Staunen nicht das Schönste, wozu ein Gesicht, wozu ein Mensch fähig ist? Das Alter als Partner der Jüngsten, die Weisheit als Gefährte unbekümmerter Abenteuerlust – das ist das Reizvolle, wenn man Erwin Geschonneck als Darsteller in einem Kinderfilm sieht. Solche wie ihn erlebt man nicht gern als Bösewicht; aber unseren Haß auf wirklich Hassenswertes zu lenken – auch das ist eine wichtige Aufgabe der Kunst bei der Erziehung der Gefühle. Erwin Geschonneck jedenfalls hat seine Bösewichter (in den DEFA-Anfangsjahren spielte er fast nur negative Rollen) stets so interpretiert, daß immer eines deutlich wurde: Was ein Proletarier, was Erwin Geschonneck über all jene Faschisten, Kleinbürger, Beamtentypen des Kaiserreichs, Junker und Polizisten der Reichen denkt. Der Haß als Kunstmittel, um beim Zuschauer Haß zu wecken. Kunde vom Spaß und der Anstrengung, die es kostet, um den Klassengegner in die „Pfanne" zu hauen!
Übrigens: Wenn ihr mal auf der Straße Erwin Geschonneck trefft, ihn um ein Autogramm bittet und er mit „Erwin Strittmatter" unterschreibt, dann wundert euch nicht. Der Schauspieler und der Schriftsteller sind nicht nur durch frühere Zusammenarbeit an Brechts Berliner Ensemble verbunden, sondern der Autor von „Tinko" und dem „Pony Pedro" hat eine verblüffende äußere Ähnlichkeit mit dem DEFA-Filmstar. Aber das ist schon wieder eine andere Geschichte; vielleicht erzählen wir sie zum 80. des Geburtstags„kindes" ...

Text: Hans-Dieter Schütt
Fotos: DEFA

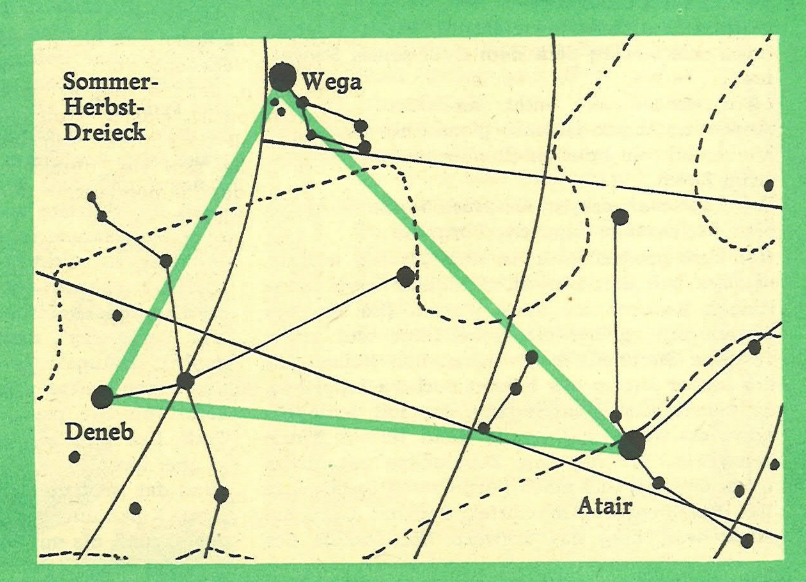


ARNOLD ZENKERT

Die Verfinsterungsuhr

Wie kann man die Lichtgeschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde messen? Eine elektrische Leitung $7^1/_2$mal um den Erdäquator zu legen, um dann mit einer Stoppuhr den Zeitunterschied von einer Sekunde auszumessen, ist nur theoretisch möglich. Dennoch fand man vor 300 Jahren, als es noch keine komplizierten physikalischen Geräte und Instrumente gab und an Stoppuhren noch nicht zu denken war, eine Lösung. Der junge dänische Astronom Olaf Römer (1644–1710) kam auf den Gedanken, die Geschwindigkeit des Lichtes mit Hilfe des Planeten Jupiter bzw. seiner damals schon bekannten vier großen Monde zu messen. Was aber hat der Jupiter mit der Lichtgeschwindigkeit zu tun?

Als Römer mit seinem Fernrohr die Jupitertrabanten beobachtete, interessierte er sich besonders für deren Verfinsterungen. In gewissen Zeitabständen gerieten die Monde beim Umlauf um den Planeten in dessen Schatten – und verschwanden. Beim Mond I (Jo) vergingen zwischen zwei Verfinsterungen jeweils 42 Stunden und 28 Minuten, diese Zeit entspricht seiner Umlaufzeit um den Jupiter. Könnte man nicht seine Uhr nach dieser Umlaufzeit stellen? dachte sich Olaf Römer. Man konnte es nicht! Die Verfinsterungsuhr des Mondes Jo ging von Woche zu Woche nach und zwar immer dann, wenn sich die Erde infolge ihres Umlaufes um die Sonne vom Planeten Jupiter entfernte. Diese Verspätung konnte bis zu 1 000 Sekunden anwachsen, nahm aber nachher wieder ab – bis nach einem halben Jahr die Verfinsterungen nach genau 42 Stunden und 28 Minuten stattfanden.
Römer hatte dafür eine ganz einleuchtende Erklärung: Die Entfernung Erde – Jupiter vergrößert sich und nimmt dann wieder ab. Das Licht muß eine größere Strecke zurücklegen, für die es mehr Zeit benötigt – und so rechnete Römer: Wenn das Licht 1 000 Sekunden länger braucht, muß die Strecke um den Durchmesser der Erdbahn größer sein. Die Erde ist beispielsweise vom 1. Januar bis zum 1. Juli – also um ein halbes Jahr – weitergewandert. Dieser Erdbahndurchmesser beträgt zweimal 150 Millionen km, das sind 300 Millionen km. Dividieren wir 300 Millionen km durch 1 000 Sekunden, so erhalten wir 300 000 km, diese Strecke legt also das Licht in einer Sekunde zurück – und Olaf Römer hatte auf eine recht einfache Art die Lichtgeschwindigkeit ermittelt. Doch wie so oft, haben die hohen Herren der Pariser Akademie seine Arbeiten abgelehnt.
Auch in der neueren Zeit haben sich die Wissenschaftler mit dem Problem der Lichtgeschwindigkeit beschäftigt. Sie machten es aber anders, als es damals Römer gemacht hatte.
Den ersten Versuch unternahmen sie vor genau 100 Jahren in Potsdam. Albert A. Michelson (1852–1931) benötigte dafür nicht mehr das Licht der fernen Jupitermonde, sondern einen 1,5 m großen Trog, der mit Quecksilber gefüllt war, einen Sandsteinblock, eine versilberte Glasplatte sowie zwei Spiegel – und natürlich einen Lichtstrahl. So richtig klappte es mit diesem Versuch erst 1887 in Cleveland (USA).
Heute ist man in der Lage, die Geschwindigkeit des Lichts mit größter Genauigkeit anzugeben: Es sind 299 790 km in der Sekunde! Diese Messung gilt für das Vakuum, den luftleeren Raum.



Ignatij Ponomarew ist Kinderbuchautor und Filmdramaturg, Autor des Abenteuerfilms „Worüber die Taiga schwieg", der Bücher „Der Zauberer", „Der Fehler des Habichts", vieler Erzählungen und Skizzen. In seinem Buch „Der Feldzug Jermaks" erzählt er von dem hervorragenden russischen Forschungsreisenden Jermak Timofejewitsch und seinem ruhmreichen Heer, das Rußland vor den blutigen Überfällen des Khans Kutschum retteten.
Die Truppen Jermaks befreiten die Völker Sibiriens vom Joch des Khans.

Die Geschenke Jermaks

An einem Märzmorgen hielten die Kosaken auf der Straße von Tschingitura einen verdächtigen Mann an. Seine Kleidung war armselig, aber das Gesicht wohlgenährt, wie das eines Bais. In Arrest genommen, gab er sich im Verhör als kleiner Beamter zur Einnahme der Naturalsteuer aus. Man wollte ihn schon freilassen, da tauchte plötzlich der Hirte Abdulla bei den Kosaken auf und erkannte überraschend in dem Verhafteten den Würdenträger des Khans, Kutugai.

Dieser versuchte zu leugnen, aber Abdulla sagte: „Du bist im Sommer mit Bogenschützen zu Tschingis gekommen, und Tschingis fütterte euch mit meinen letzten fünf Schafen. Du hast so viel und so gierig gegessen, daß du schwitztest und den Kittel öffnen mußtest. Da sah ich auf deinem Bauch ein Muttermal von der Größe eines russischen Fünfkopekenstücks. Kosaken, zieht ihn aus!"

„Nicht nötig", gebot der Unbekannte den Soldaten Einhalt. „Ich bin tatsächlich Kutugai. Aber du, Abdulla, bist ein Verräter. Du dienst den Feinden!"

„Diese Feinde haben mir die Schafe zurückgegeben, die mir solche Freunde wie Tschingis, du und Kutschum weggenommen haben."

„Führt mich zu Jermak", sagte Kutugai zu der Wache, nachdem er dem Hirten einen bösen Blick zugeworfen hatte. Jermak ließ Kutugai nicht sofort zu sich kommen. Er dachte lange darüber nach, weshalb der bedeutende Würdenträger des Khans in Tschingitura aufgetaucht war, noch dazu in der Maskerade eines einfachen Steuereinnehmers. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß Kutugai ein Spion ist, den der Khan geschickt hatte, um heimlich die Stärke der Russen auszukundschaften. Weshalb würde er sich sonst wie ein Possenreißer benehmen?

„Richtet ihn hin!" – Matwej Meschtscherjak faßte entschlossen nach dem Griff seines Schwertes.

„Wir werden ihn nicht hinrichten." In den schwarzen Augen Jermaks glomm ein Feuer. „Es ist besser, wir bereiten ihm einen Empfang wie beim Zaren."

Am Tage nach diesem Gespräch wurde Wasjatka Iljin Augenzeuge folgenden Vorgangs:

Vor dem großen Haus, in dem Jermak wohnte, standen, mit dem Gesicht zueinander, zwei lange Reihen Kosaken mit ihren Waffen. Die Kosaken trugen rote, gelbe, blaue, hellblaue und grüne festliche Halbkaftane. Zwischen den Reihen lag ein langer Läufer aus bunten Buchara-Teppichen. Er führte zum Hauseingang, der mit Seide geschmückt war. Am Eingang stand Jermak Timofejewitsch. Er trug eine Zobelmütze mit einem roten Oberteil und einen purpurroten Samtkaftan mit Posamenten. Am Gürtel, der mit Gold bestickt war, hing das Schwert. Die Scheide des Schwertes war mit Silber und kostbaren Steinen eingefaßt. Außerdem trug Jermak Saffianstiefel. So prächtig war der Ataman nur bei besonders festlichen Anlässen gekleidet. Als ob er ein Fürst ist, dachte Wasjatka voller Ehrfurcht.

Hinter den Reihen der Kosaken drängten sich schweigend die Truppen. Plötzlich lebten sie alle zugleich auf, sie lärmten und redeten miteinander. „Kutugai! Kutugai kommt!" ertönten Stimmen. Sofort bliesen Trompeten, donnerten Pauken, sangen Hörner und Schalmeien. Über den Läufer schritt Kutugai, er trug weißgegerbte Stiefel und einen Innenpelz.

Ein so prächtiger Empfang war für ihn eine Überraschung. Aber er geriet nicht aus der Fassung, sondern schritt wie ein Fürst dahin. Als er Jermak erreicht hatte, stellte er sich als Wesir des Khans vor und fragte auf tatarisch: „Weshalb diese Ehrenbezeigungen für einen Gefangenen?" Das Gespräch wurde über einen Dolmetscher der Truppe geführt. „Das ist keine Ehrenbezeigung, Dummkopf, sondern eine Belustigung", antwortete Jermak mit einem Lächeln, aber der Dolmetscher übersetzte seine Worte so: „Du bist kein Gefangener mehr, sondern Gast. Jermak hat erfahren, daß du die rechte Hand des mächtigen Khans Kutschum bist und lädt dich ein, mit ihm zu tafeln."

Sieh mal an, Jermak möchte den Khan für sich gewinnen, dachte Kutugai erfreut. Jetzt werde ich nicht nur etwas über die Feuerpfeile in Erfahrung bringen . . .

Die Kosaken nahmen den Spion des Khans an den Händen und führten ihn feierlich in die Gemächer des Atamans. Wasjatka verbarg sich hinten. Im Haus, das mit Teppichen und Seide ausgestattet war, setzte man den Gast an den Tisch – Jermak gegenüber. Die Tafel des Atamans war reich gedeckt. Man reichte dem Gast das Essen auf Silber und Gold. Er aß Hammelfleisch, Pilaw, Pasteten mit gebackenem Aal, Stör, Haselhuhn und spülte alles mit Met hinunter.

Jermak aß auch von dem kostbaren Geschirr und trank Met aus einem drei Pfund schweren goldenen Gefäß. Sein grelles Funkeln blendete Kutugai. Er blinzelte wie ein Kater und dachte bei sich: Der Ataman ist reich. Und wie reich! Sogar der Khan hat nicht solch ein Gefäß. Und das Gewand Jermaks kostet hundert Pferde. Wenn ich mich so kleiden könnte!

„He, Bedienung", rief Jermak, als ob er die Gedanken Kutugais erraten hätte. „Schenkt dem Gast einen Kaftan von mir."

Sofort brachte man einen Kaftan aus feinstem Tuch. Der Wesir freute sich sehr darüber, zeigte es aber nicht.

„Und das ist mein bescheidenes Geschenk für den Khan Kutschum." – Jermak öffnete eine beschlagene Truhe, die mit Pelzen, Stoffen, Perlen, Silber, Gold und Edelsteinen gefüllt war. Als er soviel Reichtum erblickte, bedeckte sogar Kutugai die Augen mit der Hand. O, Allah! Ich hatte recht: Jermak fürchtet den Khan wie das Feuer, deshalb schenkt er ihm solche Schätze, dachte er und wurde auf einmal kühn, wichtigtuerisch und sogar eingebildet. „Das Geschenk ist schön", sagte er geringschätzig. „Aber der durchlauchtigste Khan wäre noch zufriedener, wenn du, Jermak, mir zeigen würdest, wie mächtig deine Feuerpfeile sind."

„Es war klar, daß du davon anfangen würdest, Spion des Khans", lächelte Jermak, aber der Dolmetscher übersetzte: „Der Ataman ist mit Freuden bereit, dem durchlauchtigsten Khan dieses Vergnügen zu machen."

Bald darauf bat man Kutugai auf die Straße. Dort standen in einer Reihe fünf Kosaken mit Kanonen. In ihren Händen rauchten Zündschnüre. Jermak zeigte Kutugai den runden tatarischen Schild





und bat, ihn zu befestigen. „Diesen Schild trifft kein Stahl", antwortete der Wesir.
„Wassili", wandte sich Jermak an Wasjatka, der neben ihm stand, „trage den Schild dreißig Sashen (= 63,90 m) weit weg von uns und befestige ihn an einer Lanze." Als Wasjatka den Befehl des Atamans ausgeführt hatte, gab dieser den Schützen ein Zeichen. Fünf Schüsse krachten fast gleichzeitig, und der Schild flog von der Lanze. Auch Kutugai fiel vor Schreck in den Schnee. Fröhlich stellte man ihn wieder auf die Beine und begleitete ihn, damit er das Resultat des Schießens ansehen könne. Der Schild lag neben der Lanze. Kutugai hob ihn auf und staunte: im Schild waren fünf Löcher! ...
„Nimm den Schild mit und gib ihn Kutschum zusammen mit der Truhe", sagte Jermak zu dem Wesir. „Möge der Khan sitzen und überlegen, weshalb ich ihm eine Truhe mit Geschenken und einen Schild mit Löchern schicke."
Mit dieser Ladung schickte der Ataman den Spion des Khans nach Hause.
„Der durchschossene Schild wird Kutschum erschrecken – das ist verständlich", sagte Wasjatka zu seinem Vater. „Aber weshalb schickt Jermak dem Feind Geschenke?"
„Möge der Khan sehen, daß wir keinen Reichtum brauchen. Wir kommen nicht als Bande von Dieben, sondern als Heer des reichen, großzügigen und mächtigen Rußland. Das erschreckt den Khan viel mehr, als wenn wir Kutugai hingerichtet hätten", antwortete Danila.
Die Worte Danilas bestätigten sich bald.
Kutschum, der auf die Rückkehr Kutugais wartete, beschloß: Wenn die Feuerpfeile Jermaks eine Bagatelle sind, werde ich ihn vernichten. Wenn sie stark sind, werde ich mich von Jermak loskaufen.
Jedoch das Geschenk des Atamans brachte alle Pläne des Khans durcheinander.
„Die Feuerpfeile Jermaks sind stark", sagte Kutugai, als er bei Kutschum ankam, und gab dem Khan den tatarischen Schild, der von den Kugeln durchschossen war. Also muß man sich von Jermak loskaufen, dachte der Khan traurig.
„Die Pfeile Jermaks sind stark, aber er selbst fürchtet dich, durchlauchtigster Khan", sagte Kutugai fröhlich. „Er fürchtet dich so, daß er dir einen bedeutenden Schatz geschenkt hat." Bei diesen Worten trugen die Diener des Wesirs die Truhe mit den Geschenken herein. Kutschum blickte auf die Geschenke und versteinerte. Ein schrecklicher Gedanke fesselte ihn: Jermak braucht kein Gold!
„Hat Jermak noch viele Schätze?" fragte er leise.
„Viele. Er ißt und trinkt von Gold", antwortete der Wesir.
„Verflucht!" schrie der Khan. „Du bist ein Dummkopf, Kutugai! Es wäre besser gewesen, Jermak hätte mir deinen hirnlosen Kopf geschickt. Jermak fürchtet mich doch nicht. Ja, ja! Seine Geschenke sind ein Zeichen, daß er nicht kommt, um zu rauben, sondern um unsere Überfälle zu rächen. Und hinter ihm steht ganz Rußland!"
Kutschum schleuderte den durchlöcherten Schild nach Kutugai und rannte wie ein Wolf durch die Gemächer.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener



Zeichnungen: Karl Fischer

Die AXT

Märchen von
ALEXEJ TOLSTOI

Eine Axt streifte durch den Wald, um Holz zu fällen. Sie klopfte gegen die Baumstämme und lachte böse vor sich hin: „Hier bin ich der Herr! Wenn ich will, fälle ich den Baum, wenn ich will, gehe ich an ihm vorüber."
Im Walde wuchs den alten Bäumen zur Freude eine lustige, krausköpfige, junge Birke. Sie hieß Lulinka.
Als die Axt die junge Birke erblickte, hub sie an zu drohen: „Du, Krauskopf, dir werde ich Locken machen! Fällen werde ich dich, daß die Späne fliegen ..."
Die Birke bekam Angst.
„Fälle mich nicht, liebe Axt, das tut weh."
„So weine!" rief die Axt erbarmungslos.
Da weinte Lulinka goldene Tränen und ließ ihre Zweige voller Traurigkeit hängen.
„Der Regen hat um mich gefreit, laß mich leben ...", bat sie.
Die eiserne Axt lachte höhnisch und hieb auf die Birke ein, daß die weißen Späne nur so flogen.
Finster schauten die Bäume drein, und ein Raunen über die böse Tat ging durch den ganzen Wald bis zur Holzbrücke.
Die Birke stürzte zu Boden, ins grüne Gras, zwischen blaue Blumen. Die Axt packte die Birke und wollte sie nach Hause schleppen. Ihr Weg führte sie über die Holzbrücke. Die stellte die Axt zur Rede: „Warum treibst du im Wald Unfug und fällst meine Schwestern?"
„Schweig, du Dummkopf", antwortete die Axt bissig, „sonst werde ich böse und schlage dich auch entzwei."
Da opferte sich die Brücke. Sie ächzte und stürzte zusammen. Die Axt plumpste ins Wasser und ertrank.
Die Birke Lulinka aber schwamm den Fluß hinab ins weite Meer.

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch



THU und VANG

Lutz Herden, Reisekorrespondent der Aktuellen Kamera des Fernsehens der DDR

Was werden sie gerade in diesem Augenblick tun, wie mag es ihnen überhaupt ergangen sein, der kleinen schmächtigen Thu, der wir zuerst einfach nicht glauben konnten, daß sie schon zwölf war, und ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Vang. Obwohl er damals nur drei Monate vor seinem neunten Geburtstag stand hat er doch noch nie auf einer Schulbank gesessen.

Damals – das ist im Februar dieses Jahres, an einem Morgen in Ho-chi-Minh-Stadt, der größten Stadt im vietnamesischen Süden, wo wir Thu und Vang kennenlernen.

Beide werden diesen Tag in ihrem Leben sicherlich nie vergessen können. Denn für sie beginnt etwas völlig Neues, Unbekanntes, von dem sie kaum etwas Genaues wissen.

Es ist der Tag ihrer Aufnahme im Waisenhaus Nr. 2 von Ho-chi-Minh-Stadt. Wie sie das alles erleben und empfinden, ob ihnen beklommen zumute ist oder ein wenig ängstlich sogar, für uns ist es nicht leicht herauszufinden. Ernst und gefaßt blikken sie auf den Eingang des Waisenhauses. In den großen braunen Augen scheint fast eine Spur von Müdigkeit zu liegen, doch ebenso ungeduldige Erwartung. Da standen sie an der Hand von Frau thi Vong, der Direktorin des Waisenhauses, die jeden Neuankömmling begrüßt. Bei den Kindern, das wissen wir schon, heißt thi Vong nur „Tante", mancher ruft sie auch Mutter, die etwa 50jährige Frau, mit dem streng nach hinten gekämmten Haar, das schon von einigen grauen Strähnen durchzogen ist, mit den lustigen Fältchen, die ihr auf der Stirn liegen.

Ja, was denken Thu und Vang, nachdem nun das große Tor des Waisenhauses hinter ihnen liegt?

Wir könnten ihnen viele Sorgen nehmen. Denn seit unserem ersten Besuch hier sind schon einige Tage vergangen. Wegen einiger Filmaufnahmen hatten wir uns genauer umgesehen und natürlich viel gefragt.

Über eines sind wir uns deshalb völlig einig, Thu und Vang werden hier sehr bald Freunde finden und schon am zweiten Tag nicht mehr fremd sein.

Sie treffen schließlich nicht allein auf Altersgefährten, fast alle haben ein ähnliches Schicksal hinter sich, bis es zur Aufnahme im Waisenhaus kommt. Achthundertvierzig Jungen und Mädchen, von denen die jüngsten fünf, die ältesten sechzehn Jahre alt sind. Der Krieg – erst vor sechs Jahren, 1975, ging er zu Ende in Vietnam – nahm ihnen die Eltern.

Der Krieg ließ sie als Waisen zurück. Sie gehörten und gehören zu den Opfern, die das vietnamesische Volk in den drei Jahrzehnten dieses Krieges gebracht hat, ehe es am 30. April 1975 den Sieg über das von den USA bis zuletzt unterstützte Regime des Diktators Thieu erringen kann.

Wie kamen eure Eltern um in den Jahren des Krieges, weshalb habt ihr sie verloren? Diese Fragen den Kindern im Waisenhaus Nr. 2 zu stellen, fällt nicht leicht. Es bedeutet ja für sie, sich noch einmal an die furchtbarsten Augenblicke ihres jungen Lebens erinnern zu müssen.

An die Angriffe amerikanischer Flugzeuge auf das Heimatdorf, an die Vertreibung der ganzen Familie aus der Provinz, in der sie seit Generationen lebte. Damals verloren diese Kinder, mit denen wir sprechen, zum erstenmal ihr Zuhause. Es kam der Weg an den Rand der großen Städte im Süden, wo der Familie oft nicht mehr blieb als eine kümmerliche Hütte aus Stoffetzen, Kanisterblech und Palmenblättern, umgeben vom Abfall der Stadt. Da gab es keine grünen Reisfelder mehr, keinen Bananenhain, in dem man spielen konnte, kein Lachen mehr...

Nicht selten brachen so ganze Familien auseinander.

Die Kinder blieben auf sich selbst gestellt. Sie mußten versuchen, sich mit Betteln durchzuschlagen – bis sie ihre Eltern ganz aus den Augen verloren.

Die Straßen der Stadt wurden zu ihrem „Zuhause".

Keiner schickte sie am Morgen zur Schule, keiner erwartete sie am Mittag. Keiner stand abends an ihrem Bett.

„Staub der Straße" wurden sie genannt.

Betteln um eine Schale Reis jeden Tag von Neuem.

„Staub der Straße" – sie kannten ihn nur zu gut. Am Abend, wenn ein Schlafplatz gefunden werden mußte, irgendwo, in einem dunklen Hauseingang, auf einer Parkbank, in der Nähe der Kais am Hafen von Saigon, wie Ho-chi-Minh-Stadt früher hieß. Allein in dieser Stadt mußten sich in den letzten Jahren vor der Befreiung 1975 etwa 40 000 Kinder so durchschlagen. Viele von ihnen sanken dabei immer tiefer in den „Staub der Straße".

Denn was blieb schon, wenn das Betteln zu wenig einbrachte?

Zuerst der kleine „Fischzug" – zumeist auf einem der vielen Märkte von Saigon. Der rasche Griff nach einer Mango, einem Stück „Ban Khao", dem Reiskuchen – Verschwinden, Untertauchen in der Menge, bevor die Händlerin am Stand etwas merken konnte. Der erste Diebstahl.

Am nächsten oder übernächsten Tag gelang es noch einmal und wieder und wieder. Bald war es kein Stück Reiskuchen mehr, sondern ein Fahrrad oder eine Handtasche oder irgend etwas anderes, das sich auf dem Schwarzen Markt von Saigon wieder verkaufen ließ. Zwangsläufig gerieten sie in den verhängnisvollen Strudel von Betrug und Dieberei, der sie unablässig weiter hinabzog in den „Staub der Straße", den man mit Füßen tritt. Bis sie schließlich „Staub des Lebens" genannt oder besser – geschimpft wurden. Manches aus dieser Zeit erzählen sich die Kinder im Waisenhaus Nr. 2 zuweilen heute noch. Für die meisten liegt es inzwischen fünf oder sechs Jahre zurück, aber es hat doch seine Spuren hinterlassen.

Thu und Vang können da gleichfalls ihre Geschichte beisteuern. Wie sie berichten, gab es nach dem Verlust der Eltern einen eigentümlichen Rhythmus. Wochenlang waren sie allein unterwegs in der Stadt, dann aber kamen immer wieder einige Tage, für die sie Aufnahme fanden bei der Familie einer entfernten Verwandten des Vaters. Ein Unterkommen auf Zeit, kein Zuhause – bis schließlich das Volkskomitee des Stadtbezirks darauf aufmerksam wurde und beide, Thu und Vang, unverzüglich ins Waisenhaus Nr. 2

Fotos: Jürgen Eike



brachte. Für Jahre nun werden sie hier leben und aufwachsen.
Aber was ist dieses „hier"?
Fast macht dieses Waisenhaus Nr. 2 den Eindruck einer kleinen Siedlung. Denn im Schatten des Hauptgebäudes stehen verstreut zwischen Kokospalmen und Bananenstauden kleinere Häuser, errichtet nach der traditionellen vietnamesischen Bauweise, wie sie vor allem auf dem Lande üblich ist, aus Bambusholz, Lehm- oder Tonziegeln.
Viele Kinder kennen das noch aus ihrer frühesten Kindheit, als sie mit ihren Eltern so gewohnt haben.
Dazwischen breitet sich ein großer Gemüse- und Obstgarten, der eigentlich schon als Plantage bezeichnet werden müßte. Allein die Kinder haben sich das angelegt, allein ihrer Obhut und Pflege ist alles anvertraut.
In den auch am Tage angenehm kühlen Bambushäusern befinden sich die Unterkünfte, größtenteils Schlafräume, in denen je nach Größe immer 15 bis 20 Kinder untergebracht sind. Die Einrichtung ist einfach, ein Holzbett, darauf die unentbehrliche Bastmatte, eine Decke.
Noch an diesem Abend also werden auch Thu und Vang in diesem oder jenem Haus ihren Platz finden.
Dies in der Gewißheit, er wird es bleiben, morgen und übermorgen, in der kommenden Woche, im nächsten Monat ... Niemand wird sie mehr wegschicken.
Die Nächte auf den Straßen haben endlich ein Ende.
Möglicherweise wird Vang dabei in den kommenden Nächten etwas unruhig schlafen, erwartet ihn doch ein besonderes Ereignis, steht doch bald sein erster Schultag bevor.
Nicht wenig muß aufgeholt werden – aber ob es lange dauert, bis er zum erstenmal selbst seinen Namen schreiben kann?
An Hilfe wird es nicht fehlen – da sind seine neuen Freunde, da ist die junge Lehrerin seiner künftigen Klasse. Vang kennt sie schon, denn sie gehört gleichzeitig als Erzieherin zum Waisenhaus, an der Seite von thi Vong, der Direktorin, die keiner so nennt.
Als wir uns von ihr verabschieden, sagt sie noch: „Wir tun, was uns möglich ist, damit unsere Kinder ungestört aufwachsen können, damit sie doch noch erleben, was ihnen so lange verwehrt blieb, eine glückliche Kindheit. Auch das war Sinn unseres jahrzehntelangen Kampfes für die Befreiung des Südens. Nicht jedes Kind, das seine Eltern verloren hatte, konnten wir nach der Befreiung 1975 sofort in einem Waisenhaus aufnehmen. Immerhin waren es 700 000, die unsere Hilfe brauchten. Aber Woche für Woche wuchs und wächst die Zahl derer, denen geholfen werden kann. Sie alle sollen und können spüren – es gibt für sie wieder ein Zuhause."

Hallo, Musikfreunde, wie wär's wieder einmal mit einem

MUSIK-PREISRÄTSEL?

Euer Schlüsselinchen möchte damit erneut den Wunsch vieler „Frösi"-Leser erfüllen. Halten wir uns also nicht lange bei der Vorrede auf, sondern steigen mitten hinein in die Musik.

1. Wer war ER?

ER hatte eine ältere Schwester namens Nannerl. Sie erhielt in ihren Kinderjahren Klavierunterricht. ER hörte als kleiner Knirps dabei immer sehr aufmerksam zu und versuchte dann, das Gehörte selbst auf dem Klavier nachzuspielen. SEIN Vater Leopold erkannte sehr bald die außerordentliche musikalische Begabung seines Sohnes und erteilte nun auch IHM Unterricht im Klavierspielen. Auch das Geigespielen machte IHM Spaß. Es dauerte nicht lange, da unternahm Vater Leopold mit seinen beiden Kindern die erste Konzertreise. ER war damals erst sechs Jahre alt. Das vielseitige Musikleben regte IHN auch an, selbst zu komponieren. IHM war kein langes Leben vergönnt. Aber SEINE Musik ist uns erhalten geblieben. Sie bereitet heute, nach über zweihundert Jahren, noch vielen Menschen große Freude.

Aufgabe: Schreibt Vor- und Familiennamen dieses bedeutenden Musikers auf und von wann bis wann er gelebt hat.



2. a) *Schaut euch diese Zeichnung an! Das ist doch nicht zu fassen! Wie heißt denn dieses Instrument, welches der „kluge Junge" mit Löchern verunstaltet?*

Und wie heißen diese beiden Instrumente?

Aufgabe: *Schreibt die Namen der Instrumente in der Reihenfolge der Buchstaben a), b), c) auf.*


b) c)

3. Das ist der Anfang eines bekannten Pionierliedes:

Aufgabe: Spielt diese Noten nach oder laßt sie euch vorspielen. Hört heraus, welches Lied das ist. Schreibt den Titel dieses Liedes und den Namen des Komponisten auf.

4. *Sicher kennt ihr das musikalische Märchen „Peter und der Wolf" von dem sowjetischen Komponisten Sergej Prokofjew. Hört es euch wieder einmal auf der Schallplatte an. Euer Musiklehrer kann euch bestimmt helfen, falls ihr die Platte nicht selbst besitzt.*

Aufgabe: *Durch welche Instrumente werden die im Märchen vorkommenden Personen und Tiere dargestellt?*

Person/Tier	=	Instrument
Peter		?
Wolf		?
Großvater		?
Vogel		?
Ente		?
Katze		?



Habt ihr alle Aufgaben gelöst, dann schreibt die Antworten mit der dazugehörigen Nummer der Aufgabe auf eine Postkarte und schickt diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Musik. Einsendeschluß: 31. Januar 1982.
Vergeßt nicht, euern Absender anzugeben, denn für die Gewinner liegen Schallplatten, Bücher, Liederbücher und Souvenirs bereit.
Viel Freude beim Knobeln wünscht euch euer

Schlüsselinchen

Zeichnungen: Fred Westphal, Hans-Jürgen Starke, Monika Schumacher   Fotos: Axel Segner

FLIEGER UND TIGER

QUADRAT
KOPF
1 2 3 4 5 6

KÖRPER
1 2 3 4 5 6 7 8

AUF DIE SPITZE DEN KOPF STECKEN

Zeichnungen:
Otto Sperling

Alle diese Tiere faltet aus quadratischen Papierbogen. Für den Kopf des Tigers Papierformat etwa 14 cm x 14 cm, den Körper 21 cm x 21 cm. Den Tiger faltet eventuell aus einem buntgemusterten Tapetenrest, die „Flieger" aus weißem Papier, das ihr bunt bemalt. Alle Tiere könnt ihr an dünnen Fäden aufhängen. Ein nettes Geschenk für den Kindergarten!

QUADRAT
PINGUIN
1 2 3 4 5 6

HAHN
1 2 3 4 5

ENTE
1 2 3 4 5

KAKADU
1 2 3 4 5

SCHWARZES PAPIER

BUNTPAPIER EINKLEBEN

BUNTPAPIER

FÜR TISCHKARTEN, LESEZEICHEN, EINLADUNGEN ODER GLÜCKWÜNSCHE

Willkommen, neues Jahr

Gedichte aus dem Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Ich träume

Ich bin noch klein,
spiele mit Puppen, lese ein Märchenbuch,
lerne und trage ein rotes Tuch
und träume: Wie wird es später sein?

Sehe mich als Lehrerin vor einer Klasse stehn,
große Kinderaugen blicken mich an,
und wir buchstabieren und lesen dann.
Und der Traum wird einmal in Erfüllung gehn.

Und ich träume:
Bin Zootechnikerin in einer LPG,
denn ich liebe Tiere sehr.
Da fällt mir die Arbeit auch nicht schwer,
und durch meine Träume
kann ich in die Zukunft sehn.

Cathleen Vogt

Auf der Erde

Auf der Erde leben Menschen,
sie sind groß und klein,
sie sind fröhlich, und sie
weinen,

sind jung und alt.
Manche Menschen liebe
ich,

andere aber hasse ich.
Es soll immer Frieden
sein.

Ines Wichering

Zeichnung: Heidi Fritzsche

Tagesbeginn

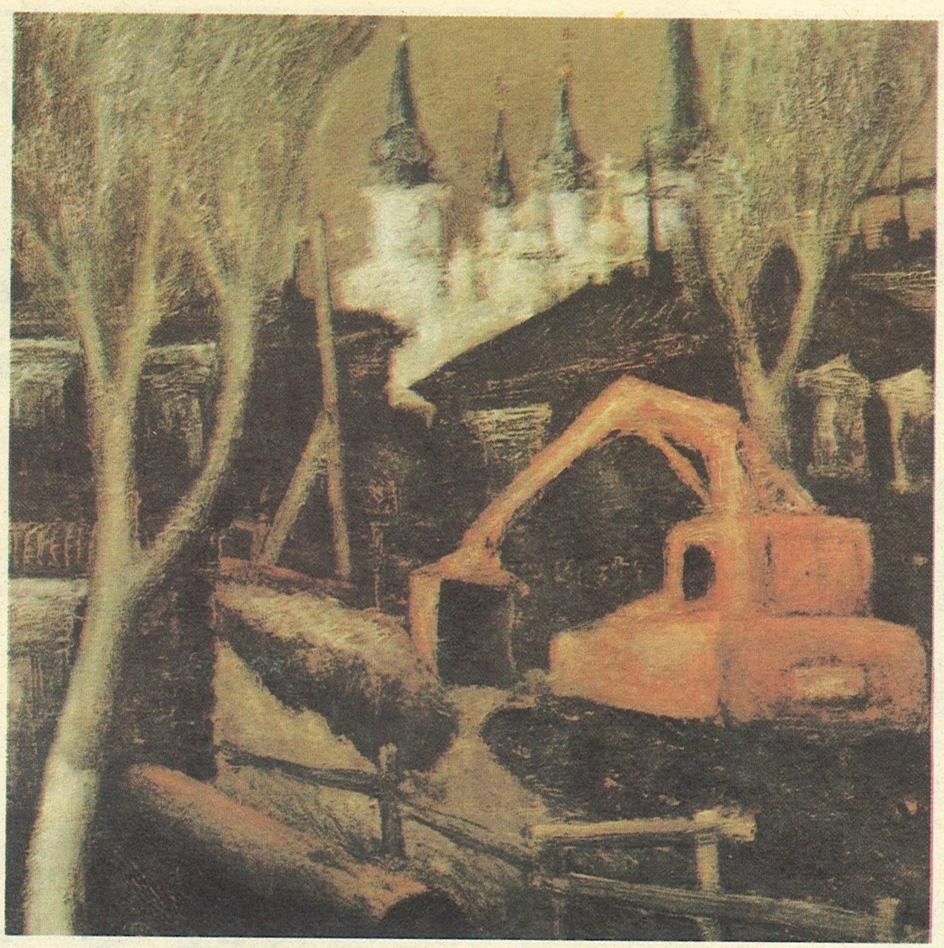
Noch steht der Nebel überm Feld,
und heiser Krähen krächzen,
ein Wind streift um den dunklen Wald,
die alten Bäume ächzen.

Ich spüre, wie der Nebel steigt,
und kann den Tag schon sehen,
und vom Geknatter des Traktors
verschwinden auch die Krähen.



Hartmut Schade





Lutz Voigtmann „Irkutsk – Roter Bagger", 1974, Öl auf Hartfaser

Gewalt der Erde und Kraft des Menschen

Zum Bild des Monats

Voigtmanns „Flugbild Irkutsk" ist eine künstlerische Entdeckung. Hier wird der jahrtausendealte Standpunkt des Malers auf der Erde verlassen und ein neuer erobert.

Als einer der ersten Künstler unserer Republik gestaltet Lutz Voigtmann in einem Gemälde den Blick aus dem Flugzeug über die Weite der Erde. Wir spüren jenes Gefühl der Freiheit im Schweben und Gleiten über dem Land, nach dem sich die Menschen seit alten Zeiten sehnten, wenn sie die Vögel fliegen sahen.

Voigtmanns Bild entstand nach einer Studienreise, die den Maler durch die Sowjetunion bis nach Ostsibirien führte. Er zeigt uns die Landschaft aus großer Höhe. Mehrere tausend Meter hoch fliegt das Flugzeug, Einzelheiten treten zurück, endlos dehnt sich das sibirische Land. Wir sehen rotbraune Berge, zerklüftet wie schrumplige Haut, Flüsse und Seen, unermeßliche Weite. Nun verstehen wir das Staunen der Kosmonauten, die unsere Erde aus noch größerer Entfernung, aus der Umlaufbahn ihrer Raumschiffe, beobachteten, den leuchtenden blauen Planeten, die fruchtbare Heimat des Menschen, mitten in der kalten schwarzen Nacht des Weltalls.

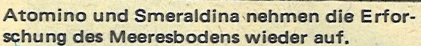
Auf Voigtmanns Bild können wir die Spuren menschlichen Lebens, menschlicher Arbeit sehen. Eingebettet in die Berge, angesiedelt an einen mächtigen Strom, die Angara, liegt eine Stadt, eine Zentrale Sibiriens, liegt Irkutsk.

Aus unserer Höhe sieht die Stadt aus wie ein Gewächs. Graublau sind ihre Schatten und rötlich-weiß blüht sie, wo die Sonne sie trifft. Noch können wir keine einzelnen Häuser erkennen, aber schon zeigt sich vom Menschen geschaffene Ordnung und Form, treten die Rechtecke der Wohnviertel und die langen schmalen Bänder der Straßen hervor – locker und großzügig gemalt mit kühlen Farben, eingefügt in die rotbraune Landschaft. Eine fein gezeichnete Baukastenstadt und ein sauber gemaltes Spielzeugland wären hier fehl am Platze. Es geht um Weite und Größe, Ruhe und Bewegung, Gewalt der Erde und Kraft des Menschen.

Dr. Martin Kloss

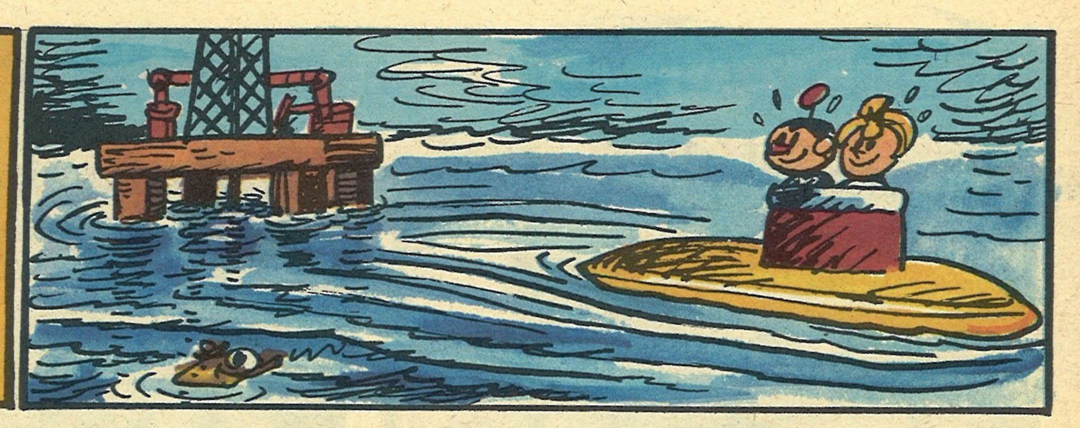


IV. Folge



Text: Marcello Argilli
Zeichnungen: Venicio Berti

Mit Treibstoff ausreichend versehen verließ unser U-Boot das von Atomino errichtete Erdöllager.









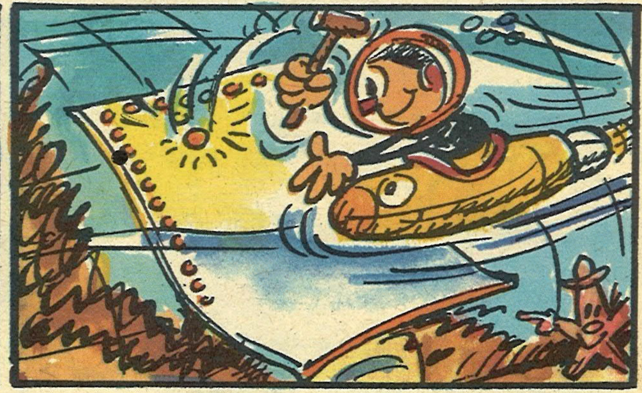












An Bord zurückgekehrt beschließen sie, die Küstenbewohner vor der drohenden Ölpest zu warnen.

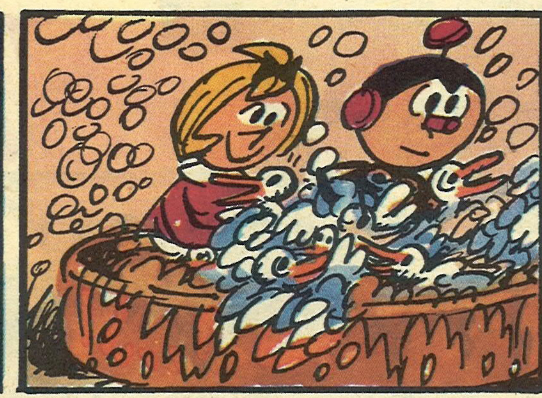




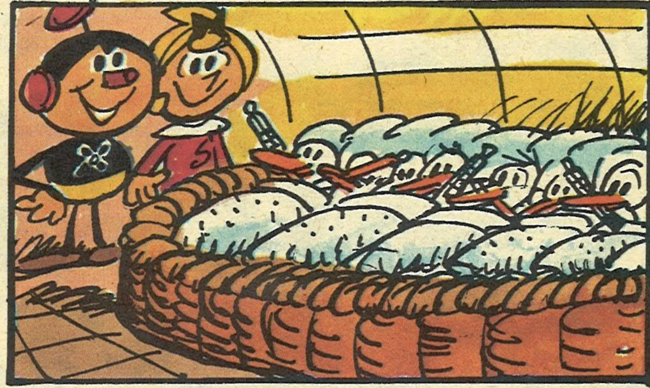




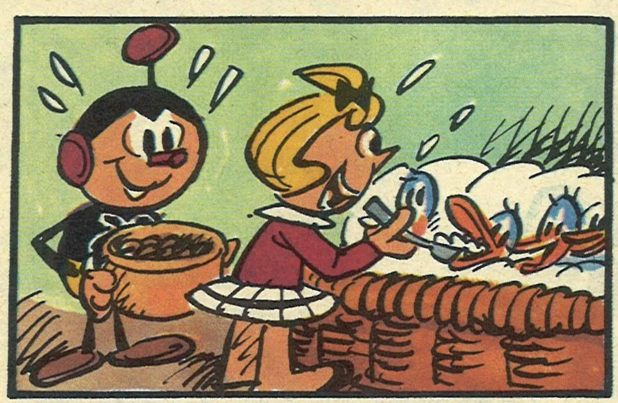




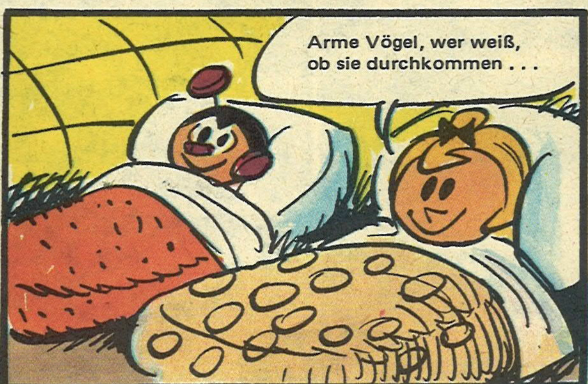
Die Federn werden chemisch gereinigt.



Frisches Futter steht bereit.















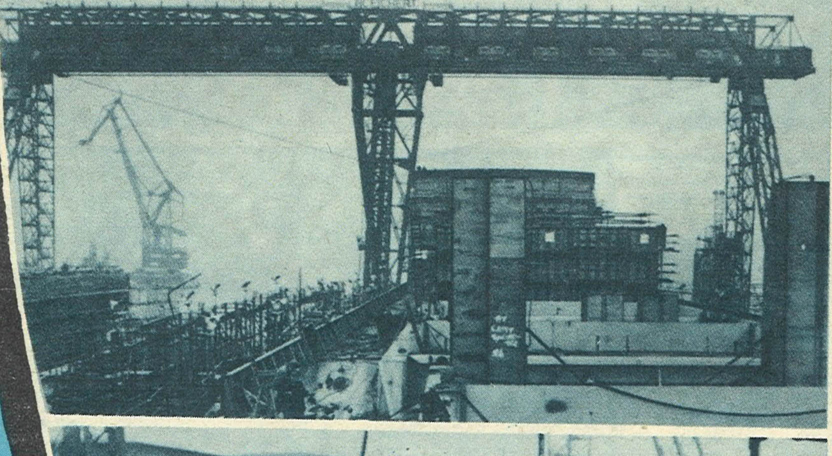


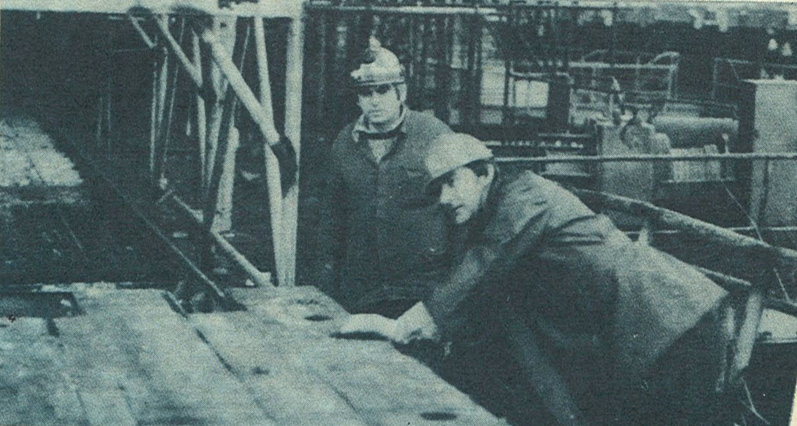


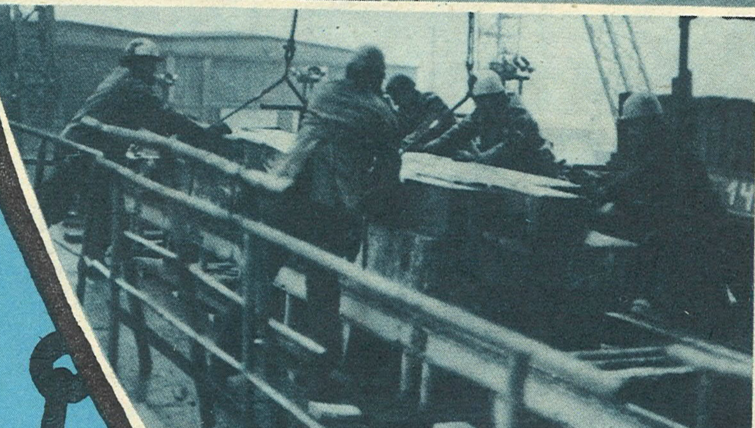
Fortsetzung folgt!

Text und Fotos:
Klaus Trecke

»Stopper los!«









Zeichnung:
Jürgen Schumacher

Neugier ist eine Reporterkrankheit, die völlig in Ordnung ist, meine ich, der Reporterrabe Droll. Hallo!
Wasser ist ja für einen anständigen Rabenvogel nicht das richtige Element, aber mit dem Liedchen „Eine Seefahrt, die ist lustig!" – kennt ihr ja wohl alle – auf dem Schnabel, machte ich einen Ausflug an die Waterkant.
'Ne Seefahrt ist wirklich lustig, aber bevor ein Schiff schwimmt, muß es an Land gebaut werden und dann – ja, dann muß es sicher zu Wasser gebracht werden. Ein Problem!
Also, so ein Eismeerfrachter vom Typ „Merkur", der auf der Warnow-Werft in Warnemünde für die Sowjetunion speziell für den Einsatz im nördlichen Eismeer gebaut wird – übrigens bekam dieser Eismeerfrachter auf der Leipziger Messe eine Goldmedaille und sein Entwicklerkollektiv wurde mit dem Nationalpreis geehrt – aber ich verplausche mich schon wieder, also, so ein Eismeerfrachter wiegt rund 5 000 Tonnen! Ihr könnt ja mal ausrechnen, was für einen Riesenstapel 5 000 Tonnen Altpapier ergeben würden!
Dieser Eismeerfrachter mit seinen 5 000 Tonnen Gewicht steht nun sicher aufgebockt an Land. Und nun soll das Schiff ins Wasser! Was tun?

Blick über die Werft

Vorbereitungen zur „Schlittenpartie". Stapellauf – die Schlittenteile kommen per Kabelkran auf die Helling.

Probleme werden sofort gelöst – Meister „Ali" Albert Beckert!

Zwei Männer der Patenbrigade

Das Heck des Schiffes mit der Schiffsschraube

Der Stapellaufmeister

... heißt Albert Beckert, ist 42 Jahre alt und läßt seit fünf Jahren auf der Warnow-Werft alle Schiffe ins Wasser. Zwölf Schiffe im Jahr, die er und die Kollegen seiner Brigade sicher vom Stapel laufen lassen. 1961 begann der gelernte Möbeltischler seine Arbeit auf der Warnow-Werft als Meister beim Ausbau der Schiffe. Seit 1976 ist er Chef der Stapellaufbrigade.

„Unsere Schiffbauer leisten hervorragende Arbeit, bauen erstklassige Schiffe. Also muß unsere Arbeit auch stimmen. Jeder Handgriff in der wochenlangen Vorbereitung auf den Stapellauf sitzt. Jede Arbeit wird in bester Qualität ausgeführt."

Da hatte ich den richtigen Mann erwischt! Aber um es euch auch richtig berichten zu können, ließ ich mir die Arbeit der Brigade Beckert noch einmal „landrattensicher" erklären.

„Zuallererst bauen wir die Pallungen, das sind Gerüste aus Eisen und Holz, auf dem die Schiffsbauer das Schiff aus einzelnen schon vorgefertigten Teilen zusammenschweißen. Sie beginnen mit dem Schiffsbau von hinten, also das Heck liegt am Wasser und wird zuerst gebaut, dann arbeiten sie sich langsam zum Bug vor. Die ganze Anlage für den Schiffsbau nennt sich Helling. Das im Rohbau fertige Schiff liegt nun auf den Pallungen. Neben den Pallungen verlaufen zwei Ablaufbahnen mit einem leichten Gefälle zum Wasser hinunter. Diese beiden Ablaufbahnen, jede 150 m lang und über einen Meter breit, müssen von uns gleichmäßig mit Paraffin und danach mit Stapellaufschmiere belegt werden. Das sind rund 400 m², die eingefettet werden müssen. Eine irre Arbeit, aber notwendig! Dann folgt die nächste Sache – das Einfahren des Ablaufschlittens unter das Schiff. Aus vielen, vielen Holzteilen wird auf beiden Ablaufbahnen 150 m lang ein „Ablaufschlitten" unter das Schiff gebaut. Er wird zuerst auf einem Wagen unter das Schiff gefahren, fest verzurrt und verkeilt. Jetzt liegt das Schiff auch auf dem ‚Schlitten'! Nun wird die Pallung abgebaut, so daß der Schiffskörper nur noch auf dem ‚Schlitten' ruht."

Dann ertönt das Kommando von Albert Beckert: „Stopper los!" Ein leichtes Anschieben des Schiffskolosses mit einer Presse und die „Schlittenfahrt" beginnt. Knapp 60 Sekunden lang dauert der Stapellauf, dann schwimmt das Schiff im Wasser.

Dieser Augenblick, der sich auch bei zwölfmaliger Wiederholung im Jahr nicht abnutzt, ist immer wieder ein erhebendes Erlebnis! Vergessen sind dann so mancher Streit mit anderen Gewerken, wenn es im Ablauf mal nicht so „flutscht", vergessen der körperliche Einsatz bei Hitze im Sommer und Minusgraden im Winter immer unter freiem Himmel auf der Helling, vergessen das Fett, das im Winter hart wie Stein ist und sich nicht schneiden läßt und bei Hitze wegläuft. Alles vorbei, vergessen – wenn unser Schiff schwimmt. Auf ein Neues!

Der Pate

... ist Gerhard Tritten, 26 Jahre jung, gelernter Hochseefischer, der schon viele Fische gefangen hatte, als er 1976 zur Stapellaufbrigade Beckert kam.

Er kümmert sich um den ständigen Kontakt zur Patenklasse in der Heinrich-Heine-Oberschule Warnemünde.

„Unsere Arbeit ist es, Hochseeschiffe sicher ins Wasser zu bringen. Und die unserer Patengruppe, gut zu lernen und ein interessantes, vielseitiges Pionierleben zu entwickeln.

Wir sind regelmäßig bei unserer Klasse, und das seit drei Jahren, solange diese Patenschaft besteht. Und wir haben vor, unsere Pioniere bis zur 10. Klasse zu begleiten. Wer weiß, vielleicht ist auch ein künftiger Arbeitskollege unter ihnen. Wäre schön, wenn einige von ihnen auf unserer Werft später einmal Schiffe bauen würden. Unsere Wettbewerbe werten wir gemeinsam mit der Klasse aus. Jeder muß vor dem anderen Farbe bekennen!

Unsere Kinder lassen sich regelmäßig etwas für ihre ‚Paten' von der Werft einfallen. Wandzeitungsgrüße, Kulturprogramme und originelle Glückwünsche zu allen Feiertagen sind selbstverständlich geworden."

Als „Frösi"-Rabe sah ich mir noch einen Stapellauf an. Für die Pioniere der 3b war das natürlich nichts Neues mehr. Schon längst erlebt! Kein Wunder bei diesen Paten! Na, dann – allzeit gute Fahrt!

Tschüß – euer Droll

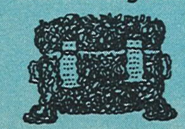
Was „Frösi" noch erkundete:

1950: Auf dem III. Parteitag der SED wird der Beschluß über den Ausbau der Werftindustrie gefaßt

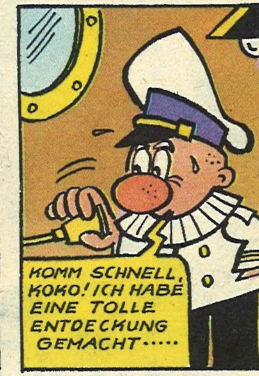
1952: Die ersten Werkhallen der Warnow-Werft und die Helling entstehen

1954: Die „Frieden", das erste große Frachtschiff der DDR, wird auf Kiel gelegt. Bauzeit: drei Jahre.

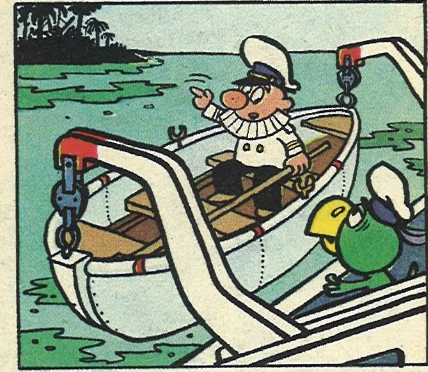
1980: Auf der Warnow-Werft werden jährlich zwölf Schiffe vom Typ Meridian 2 (Stückgutfrachter), Monsun (Mehrzweckfrachter) und Merkur (Eismeerfrachter) gebaut.

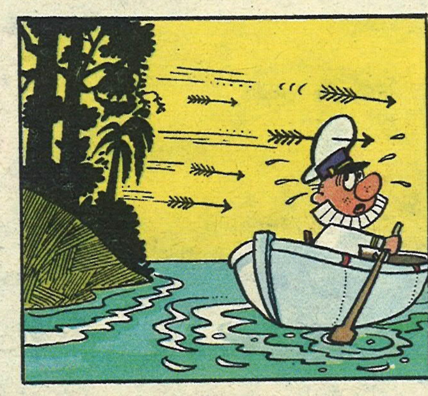




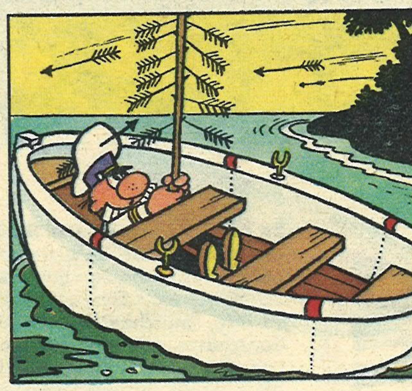


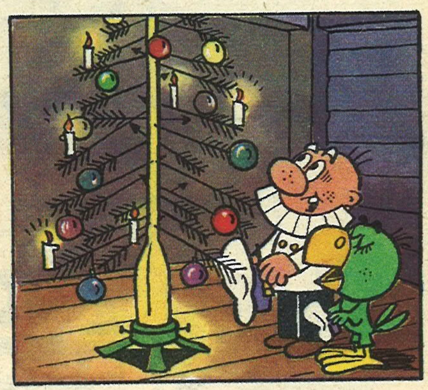














Zeichnungen: Jürgen Schumacher
Fotos: Kombinat Metallaufbereitung Halle



SCHATZ TRUHE

Es gibt . . . versunkene Schätze, vergrabene Schätze, vergessene Schätze, gefundene Schätze, Schatzkammern, Schatztruhen, Schatzsucher, Kunstschätze, märchenhafte Schätze, Bodenschätze, sagenumwobene Schätze und sicherlich noch viele mehr.
Aber könnt ihr euch vorstellen, daß auch ein Berg Schrott ein Schatz ist? Wir werden es euch beweisen!
Wir sind im Kombinat Metallaufbereitung in Halle. Hier ist eine riesige Schatztruhe. Ohne Deckel und Schlösser. Der Schatz ist ein riesiger Schrottberg.
Neben Eisenbahnschienen, großen Kesseln, alten Autos, ausrangierten Traktoren findet ihr auch kaputte Kühlschränke, Badewannen, Berge von Sprayflaschen, Zahnpastatuben und Kronkorken, kaputte Dachrinnen, Gießkannen, Rohre, leere Fischdosen und vieles andere. Alles das, was hier kaputt und verbeult auf dem großen Schrottberg liegt, wurde aus glänzendem Metall hergestellt, aus Stahl, Guß, Zink, Aluminium, Kupfer oder Blei.
Ausrangierte Maschinen aus Industrie und Landwirtschaft, Metallabfälle und Reste bringen die Betriebe und Kombinate unserer Republik zum VEB Metallaufbereitung. Viele fleißige Sammler tragen Schrott aus den Haushalten zusammen und liefern ihn bei den Erfassungsstellen ab. Auch von dort gelangt er zu den Metallaufbereitern. Neun große Schrottzentren gibt es in unserer Republik. Dazu gehören rund 150 Außen- und Verladestellen. Fünftausend Metallaufbereiter bewältigen täglich, auch an Sonn- und Feiertagen, eine Schrottmenge, die in 820 Eisenbahnwaggons zu den Stahlwerken, Gießereien und Hüttenwerken rollen, denn ein Siemens-Martin-Ofen darf nicht ausgehen, braucht immer Futter.
Die Metallaufbereiter stellen die Ladungen für die einzelnen Betriebe zusammen. Sie sortieren den Schrott



nach Sorten – Stahl, Guß, Nichteisenmetalle, sowie nach der späteren Weiterverarbeitungsweise. Ein großer Teil des Stahlschrotts wird mit riesigen Großschrottscheren zerschnitten, Schienenbrecher zerkleinern die Eisenbahnschienen, leichter Stahlschrott wird zu Paketen gepreßt. Gußteile müssen im Fallwerk zerkleinert werden, und große Brocken werden gesprengt. Auch der Schneidbrenner ist ein unentbehrliches Werkzeug für die Arbeiter.
Moderne Geräte und Maschinen haben in den letzten Jahren ein Großteil der schweren körperlichen Arbeit übernommen.
Aber sie können noch mehr! Die Maschinen helfen den Arbeitern, Metallinhalte zu analysieren, wertvolles Kupfer und Aluminium aus den Gummi-Ummantelungen der Kabel zu lösen, Silber aus Sicherungen zu bergen und Gold oder Platin aus verschrotteten EDV-Anlagen zurückzugewinnen.
Die Maschinen zerschneiden auch Traktoren ofengerecht, pressen Späne und gewinnen das Blei aus Autobatterien.
Wißt ihr eigentlich, welcher Wert im Sammelschrott steckt?
Nehmen wir nur einmal das Ergebnis der Stadt Halle im Jahr 1980. Der hier von fleißigen Pionieren und Erwachsenen zusammengetragene Stahlschrott würde ausreichen, um 60 Traktoren zu bauen, 8 000 m Schienen zu ziehen und 22 000 Kühlschränke zu produzieren.
Ein Kumpel im Mansfeld-Kombinat müßte sechs Jahre lang täglich in den Schacht einfahren, um die Kupfererzmenge abzubauen, die ebenfalls 1980 von den Hallensern gesammelt wurde.
Und deshalb steht auch im Pionierauftrag: Wenn ihr 15 000 Tonnen Schrott sammelt, kann davon Stahl für zwei Hochseeschiffe geschmolzen werden.

Text: G. Weißenborn

Füllt die
„Frösi"-Schatztruhe!
Macht mit bei der
„Frösi"-Schatztruhen-Lotterie
in den kommenden Heften!
Geht überall auf
Schatzsuche!
Spürt sie auf, die
Schätze
aus Stahl, Buntmetall und Gußeisen.
Werdet Schatzsucher!
In „Frösi" 1/82 geht's los!

KREIS-ZEIT!

Ein „Frösi"-Interview mit Murmel. Murmel heißt laut Personalausweis Arnold Fritzsch, leitet die Gruppe „Kreis" und keiner weiß eigentlich so recht, wie er zu dem Namen „Murmel" gekommen ist.

Wer ist „Kreis"?

„‚Kreis' ist eine Rock-Band. Klar! Zu Hause sind wir in der Hauptstadt der DDR, Berlin, und seit 1980 spielt ‚Kreis' in einer neuen Besetzung. ‚Kreis', das sind Eva Fritzsch (Gesang und Flöte), ‚Nick' Nicklisch (Melodiegitarre, Gesang), Jörg Dobersch (Baßgitarre, Gesang), ‚Ali' Stephan (Schlagzeug). Ich spiele in der Band die Tasteninstrumente, Gitarre und singe. Diese Neubesetzung hat zur Folge – ‚Kreis' klingt neu!"

Was habt ihr euch so vorgenommen?

„Wir machen eine Musik, die rhythmisch sehr abwechslungsreich, melodisch vielfältig ist und bei der alle Musiker ihre Fähigkeiten voll zum Klingen bringen können. Viele Stilarten – Rock'n Roll, Beat, Blues, Soul, Reggae, Ska und Calypso verschmelzen in unserer Musik, und jeder kann danach tanzen oder zuhören. Ganz nach Stimmung."

Ihr wart in letzter Zeit viel unterwegs?

„Kann man so sagen. Aber nicht nur auf Achsen, sondern auch auf Flügeln! Tourneen führten uns in die CSSR, die BRD, Westberlin und – ein ganz besonderes Erlebnis – nach Kuba! Ungeheuer die Begeisterung und Aufgeschlossenheit des Publikums dort!"



Text: Klaus Trecke

Foto: Manfred Uhlenhut

Wie fühlst du dich eigentlich als Moderator?

„‚He Du!' sage ich da nur. Na ja, nun sind es fast schon wieder zwei Jahre, daß ich diese dufte Sendereihe des Kinderfernsehens moderiere. Mit großem Spaß an der Sache! Es ist auch interessant mitzuerleben, mit welchen ausgeschlafenen Ideen die Pioniere zwischen Kap Arkona und Fichtelberg ihren Pionierauftrag erfüllen.
Und eine richtige dufte Sache ist ja unsere ‚He Du'-Pionierband! Mitglieder dieser Band sind Mädchen und Jungen, die auf unseren Aufruf hin geschrieben haben und der Meinung waren, in so einer Band mitspielen zu können. Es erfolgte eine Auswahl unter den vielen, vielen Einsendungen, dann haben wir die Mitglieder in verschiedenen Sendungen einzeln vorgestellt, und im Mai war es dann so weit – die Probenarbeit konnte in Berlin, natürlich in den Ferien, beginnen. Das Ergebnis, eine Rundfunkproduktion, war in der Juli-Feriensendung zu hören und zu sehen.
Das letzte Mal war die ‚He Du'-Pionierband – das sind Jana, Marika, Susanne, Michael und Jens aus Koserow, Stralsund, Berlin, Hartha und Finsterwalde – am 1. November wieder bei ‚He Du!' im Sport- und Erholungszentrum der Hauptstadt dabei. Natürlich mit einem neuen Lied!"

Auch von Kreis hört man bei „He Du!" neue Töne!

Eine kleine Kostprobe ist der ‚Schummel-Rock'. Vielleicht probiert ihr ihn mal.

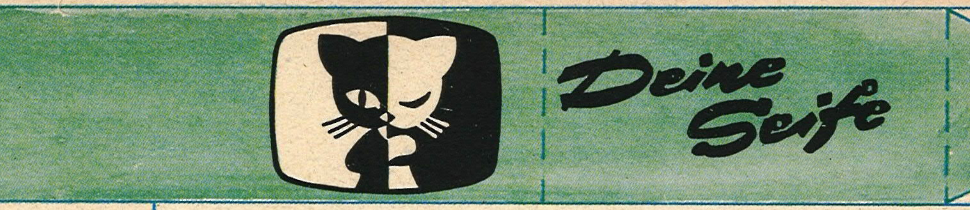
Schummel-Rock

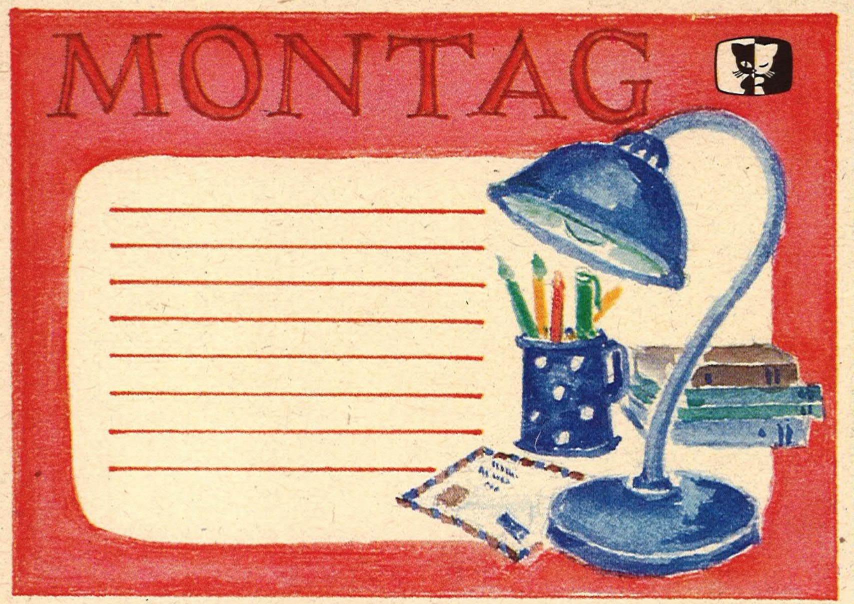
Text: Frank Frenzel
Musik: Arnold Fritzsch

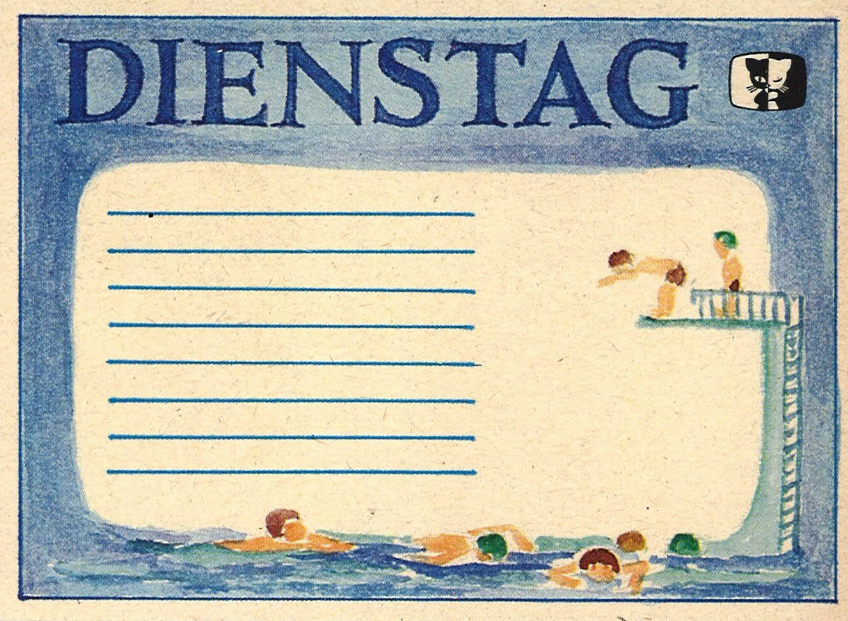


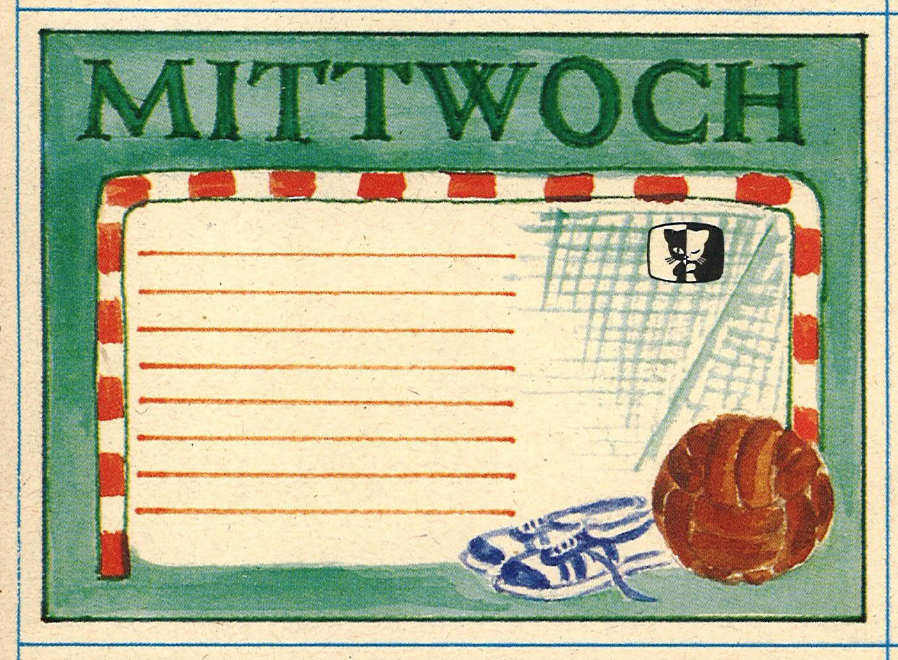
Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

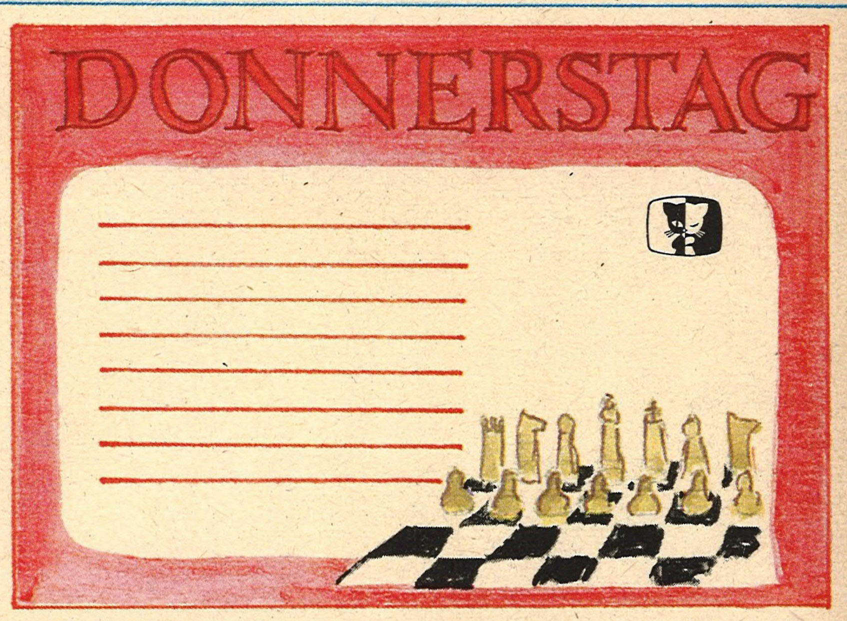

Der Mond geht auf, die Uhr schlägt Acht, wir wünschen eine „Gute Nacht!".
Der Martin schläft in süßer Ruh',
auch Mulle hat die Augen zu.
Um Sieben ist es dann soweit, mach für die Nacht dich schlafbereit.
Der Wecker schellt und rasselt, was ihm sofort den Schlaf vermasselt.
Bevor es in die Schule geht, gibt's erst mal Frühstück, wie ihr seht.
Sie gehen zügig aus dem Hause und laufen zügig ohne Pause.

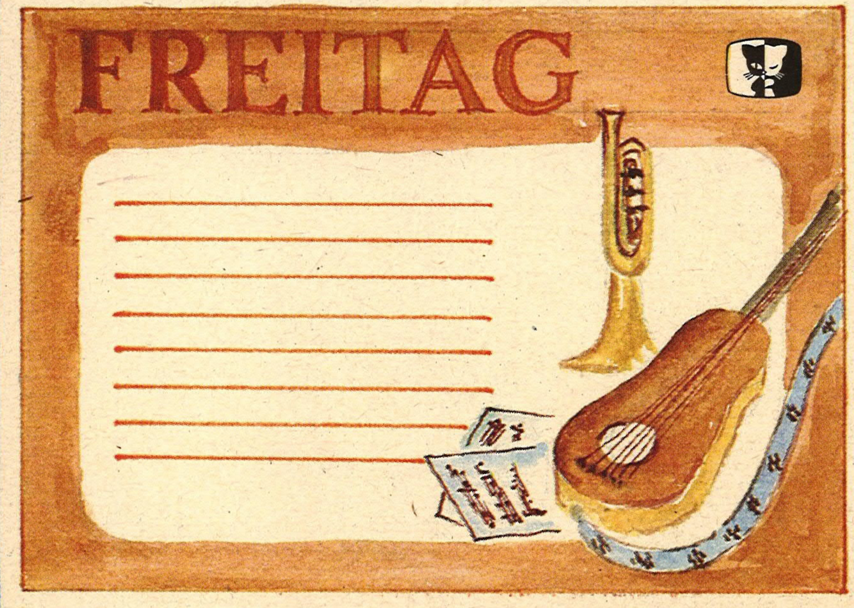

Deine Seife

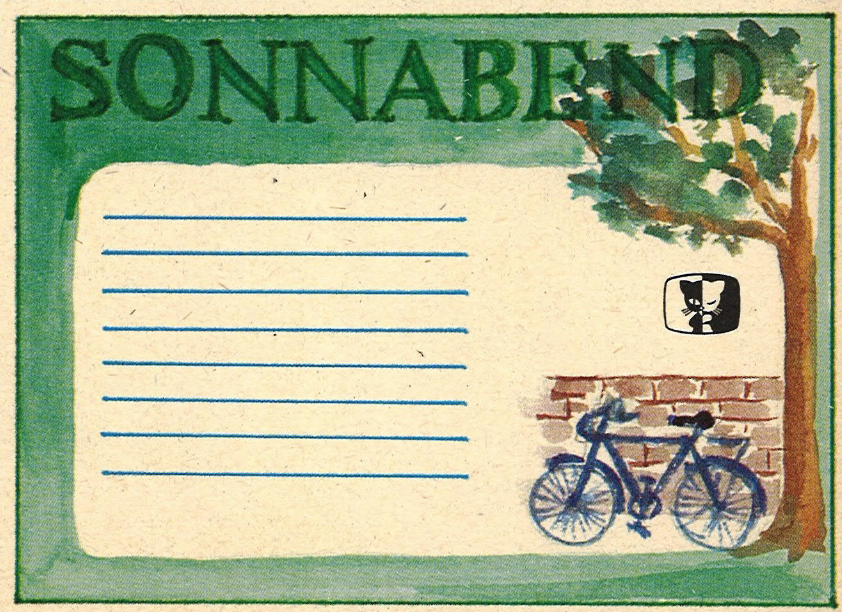

MONTAG


DIENSTAG


MITTWOCH


DONNERSTAG

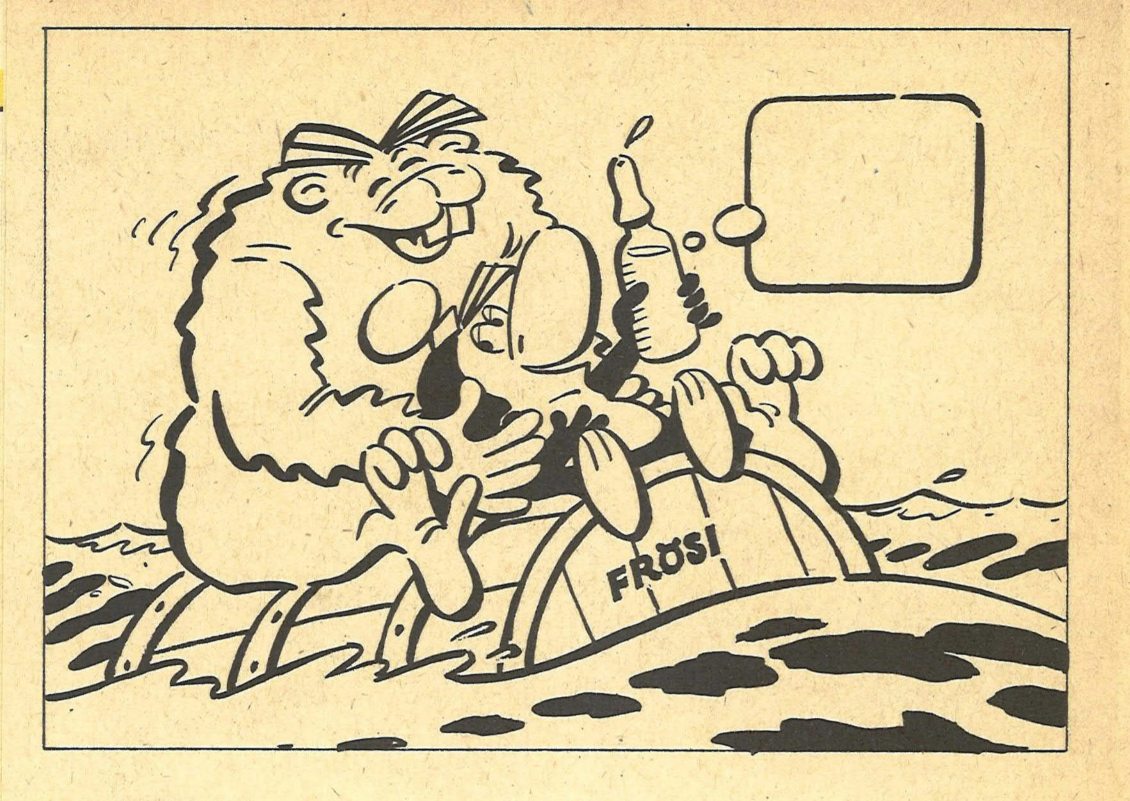

FREITAG


SONNABEND



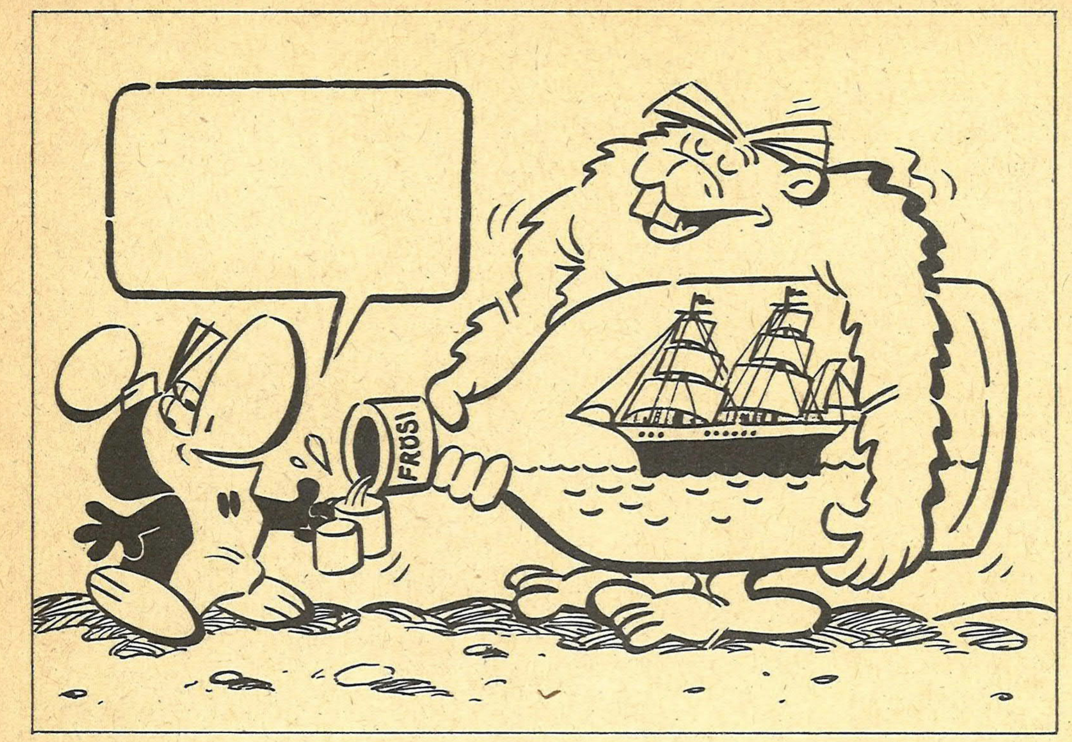
Lutz Voigtmann (geb. 1941), DDR, „Flugbild Irkutsk", 1973, Öl auf Leinwand

Bild des Monats 12/81

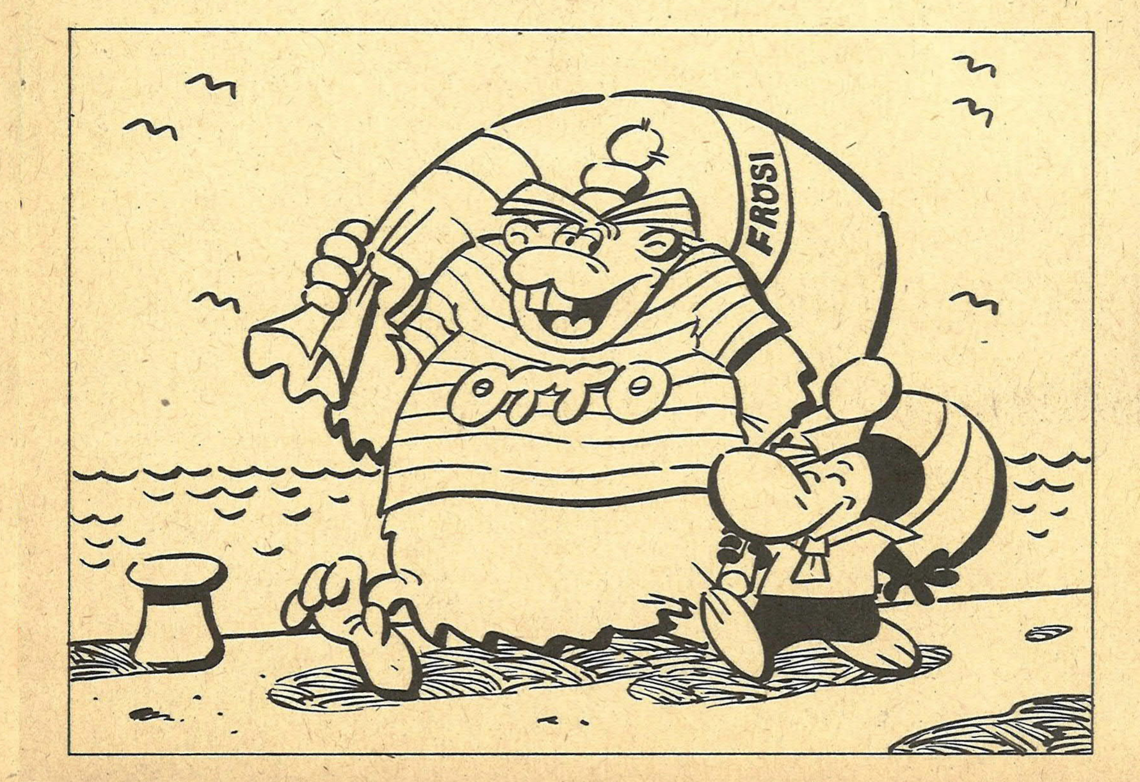


Und wenn ihr am Silvesterabend mit euren Eltern oder Freunden zusammen seid, dann denkt doch auch einmal an unsere Schiffsbesatzungen.
Ihr könnt aber noch mehr tun! Schneidet die hier abgedruckten Postkarten aus und schreibt eure Grüße und Wünsche für das Jahr 1982 an unsere Seeleute hinten drauf. Schreibt ihnen auch, was ihr euch selbst für das neue Jahr vorgenommen habt. Und das Bild auf der Vorderseite malt ihr bunt aus. Wir versprechen euch: Jede abgeschickte Karte erreicht ein Schiff, ganz gleich, wo es sich gerade befindet.
Und einige von euch werden eine Antwort erhalten, das haben uns die Seeleute versprochen. Es kann also durchaus passieren, daß irgendwann 1982 Post in euren Briefkasten flattert – ein Gruß unserer Seeleute an die „Frösi"-Leser in der Heimat! Außerdem werden 10 Postkarten besonders belohnt! Die schönsten Texte und Zeichnungen bieten den Absendern die Möglichkeit zu einer Schiffsbesichtigung in Rostock, verbunden mit einem Mittagessen an Bord eines Handelsschiffes. Macht alle mit! Schickt euren Gruß auf die Reise! Unsere Seeleute warten auf eure Post!

FRÖSI



+++ froesi-funkstation an
alle expeditionsteilnehmer +++
+++ sende deinen funkspruch +++
+++ bitte kommen +++
+++ starte deine karte +++
+++ gehe auf empfang +++



Absender:

Redaktion FRÖSI

1056 BERLIN

PSF 37

Kennwort: Schiffspost

Absender:

Redaktion FRÖSI

1056 BERLIN

PSF 37

Kennwort: Schiffspost

„Frösi"-Leser schicken ihre Grüße an die Schiffsbesatzungen unserer Handelsflotte. Macht alle mit! Schreibt und malt, dichtet und zeichnet! Jede Karte erreicht ein Schiff!

Absender:

Redaktion FRÖSI

1056 BERLIN

PSF 37

Kennwort: Schiffspost

In wenigen Tagen geht das Jahr 1981 zu Ende. Silvester und Neujahr stehen vor der Tür. Ihr habt Ferien und freut euch auf den Jahreswechsel, den ihr gemeinsam mit euren Freunden und Eltern verbringen werdet.
Tausende Werktätige unserer Republik arbeiten zu dieser Zeit. Zu ihnen gehören auch die Schiffsbesatzungen der DEUTFRACHT/SEEREEDEREI, die die Nacht vom 31. Dezember 1981 zum 1. Januar 1982 irgendwo auf der Welt an Bord ihres Schiffes verbringen.
Mit ihren Gedanken sind sie sicherlich in ihrer Heimat, der Deutschen Demokratischen Republik, bei ihren Angehörigen, ihren Freunden und Bekannten. Doch ihre Schiffe ankern in fremden Häfen, werden entladen oder nehmen neue Fracht an Bord, fahren durch den Suez-Kanal, das Mittelmeer oder über den Atlantik. Überall auf der Welt flattern auch am Neujahrstag die Fahnen unserer Republik neben den Flaggen des VEB DEUTFRACHT/SEEREEDEREI.
Unsere Seeleute haben eine verantwortungsvolle Tätigkeit. Neben ihrer täglichen Arbeit an Bord der Handelsschiffe repräsentieren sie in vielen Häfen der Erde unser sozialistisches Vaterland. Überlegt einmal, welche Waren mit den Schiffen transportiert werden müssen. Die Palette reicht von Kaffee, Kakao und Getreide bis zu kompletten Betriebsausrüstungen. Rohstoffe wie Öl und Stahl, Kohle und Salz schwimmen über die Meere. Aber auch die vielen Solidaritätsgüter, die zum Teil aus euren Spenden finanziert werden, transportiert unsere Handelsflotte in die entsprechenden Länder.